Mittelhochdeutsche Klostergründungsgeschichten des 14. Jahrhunderts

(Schottenkloster St. Jakob in Regensburg, Waldsassen, Kastl, Zwettl, St. Bernhard)

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von der Philosophischen Fakultät der
Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

von

Karl Münzel
aus Berlin

Tag der mündlichen Prüfung: 12. Mai 1932
Tag der Promotion: 31. Mai 1933

369

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Referenten:

Prof. Dr. Arthur Hübner

Prof. Dr. Julius Petersen

Die Arbeit erscheint gleichzeitig in der Zeitschrift für bayrische Kirchengeschichte, hg. von D. Dr. K. Schornbaum, VIII. Jahrgang, München 1933

Druck von L. Tuffentsamer, Gunzenhausen

Frau Margret Ehrich
gewidmet

Inhaltsverzeichnis.

1. Kapitel: Die Reimübersetzung der Weihsandpeterlegende und zweier Gründungsgeschichten aus der legendären Regensburger Schottenchronik 1

A) Die legendäre Regensburger Schottenchronik

Einleitung: Die Schottenmönche 1

I. Die Schottenchronik 3

II. Die Entstehung und Wirkung der Weihsandpeterlegende 7

III. Die literarische Ausprägung der Weihsandpeterlegende in der Schottenchronik 11

B) Die Reimübersetzung der Weihsandpeterlegende und zweier Gründungsgeschichten

IV. Die Überlieferung der Reimübersetzung . . . 16

V. Der Einfluß der Versform auf die Übersetzung . 18

VI. Die Verszerrüttung in der Übersetzung . . . 23

VII. Der Übersetzer 36

2. Kapitel: Die Gründungsgeschichten von Waldsassen, Kastl, Zwettl, St. Bernhard 41

I. Überlieferung und Datierung 42

II. Die literarische Stellung der Gedichte und ihr Publikum 48

III. Die besondere Haltung der Verfasser 56

IV. Die Versform 60

V. Die gemeinsamen Voraussetzungen 63

1. Kapitel.

Die Reimüberſetzung der Weihſandpeterlegende und zweier Gründungsgeſchichten aus der legendären Regensburger Schottenchronik.

Einleitung: Die Schottenmönche.

Was letzthin D. A. Binchy in ſeiner Diſſertation über die iriſchen Benediktinerklöſter in Regensburg (München 1923, in Maſchinenſchrift; nur ein Auszug gedruckt) noch einmal zum Gegenſtand eines ausführlichen Beweiſes gemacht hat, muß auch hier hervorgehoben werden: die Schottenmönche des hohen und ſpäten Mittelalters waren Iren. Die erſten dieſer „Schottenmönche", um das Jahr 1070 eingewandert, nicht mehr Miſſionare wie die Iren des 7. Jahrhunderts, ſondern asketiſche Benediktinermönche ähnlich den Kluniazenſern, ſtammten aus dem Norden der iriſchen Inſel[1]), die nachfolgenden ſeit dem Jahre 1100 etwa aus dem Südweſten. Hier im Südweſten Irlands beſaß die Kongregation der deutſchen Schottenklöſter, die 1215 bzw. 1185 gegründet worden und deren Hauptkloſter St. Jakob in Regensburg[2]) war, ein Priorat[3]), das etwa 300 Jahre hindurch dieſen Schottenklöſtern Novizen ſtellte. Erſt 1518 zogen, fälſchlich auf die Bezeichnung der Iren als scoti pochend, gebürtige Schotten in das Regensburger Kloſter ein, nachdem die anderen Klöſter ſchon vorher an deutſche Benediktiner übergegangen waren.

Durch die Verehrung, die dieſe „elenden" Mönche beſonders in den religiös erregten Zeiten um 1070 und in den Jahren der Kreuzzüge genoſſen, nahmen ihre Klöſter einen außerordentlich raſchen Aufſchwung. Hinzu kommt, daß ſie die erſten eigentlichen Stadtmönche und ſomit Vorgänger der Bettelorden und ihrer Popularität

[1]) ſ. Vita Mariani, Acta Sanctorum Feb. II p. 368 E.

[2]) Über die Gründung des Kloſters St. Jakob am knappſten Brackmann, Germania pontificia I (1911) p. 290 sq. mit Angabe der hiſtoriſchen Literatur. Die Regeſten dieſes päpſtlich- und kaiſerlich-unmittelbaren Kloſters gibt Renz in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden XVI (1895) — XVIII (1897). Die beſte Darſtellung iſt immer noch die von Wattenbach, Die Kongregation der Schottenklöſter in Deutſchland in: v. Quaſt und Otte, Zeitſchrift für chriſtliche Archäologie und Kunſt Bd. I (1856), beſonders S. 26—30; vgl. auch deſſen „Geſchichtsquellen" II[6] S. 382 und Revue celtique I 262—264. Über die Grundherrſchaft von St. Jakob handelt Hans Meier in den Verhandlungen des hiſtoriſchen Vereins von Oberpfalz und Regensburg Bd. 62 (1910) S. 69ff.

[3]) Zwei Priorate? Vgl. Regeſten a. a. O. Nr. 49. 50; Patrick J. Barry, Die Zuſtände im Wiener Schottenkloſter (Aichach 1927) S. 103; Wieland, Regeſten des Würzburger Schottenkloſters im Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken Bd. 16, 2 S. 135ff. zum Jahre 1353.

waren. Uns berühren hier ihre Verhältnisse im 13. und 14. Jahrhundert besonders in Regensburg, weil sie den Hintergrund für die Schottenchronik und ihre Teilübersetzung abgeben.

Wenn in St. Jakob im 13. Jahrhundert die innere Stärke des Konventes nachließ, so hatte dies eine besondere Ursache: die nationale Exklusivität der Schottenmönche. Dieser ihr Grundsatz bedingte, daß mit dem allmählichen Aufhören des Nachschubs aus Irland die Zahl der Mönche zeitweilig bis auf drei sank und diese wenigen nicht immer geeignete Elemente waren[1]). Welche Nachteile dies für die Verwaltung hatte, welch innere Schwächung dies bedeutete, liegt auf der Hand. Aber sie gingen von dem Grundsatz nationaler Eigenständigkeit nicht ab, sondern trotzten den benediktinischen Reformbestrebungen[2]), die die Ergänzung des Konventes durch deutsche Mönche auf die volle Zahl forderten.

Die Sonderstellung, die die Schottenmönche durch ihre nationale Eigenart einnahmen, wurde in Regensburg durch die Reichsunmittelbarkeit des Klosters verstärkt, im Gegensatz zu Wien oder Würzburg, wo die Mönche am Herzogshause, bzw. am Bischofshofe einen Rückhalt hatten. Sie scheint gewisse Vorteile im Gefolge gehabt zu haben: einmal ermöglichte sie, daß alle Schichten vom hohen Adel bis zum kleinen Bürger ihnen Verehrung entgegenbrachten; dann aber ließen sich dadurch die erwähnten inneren Schwierigkeiten leichter verbergen, die bei einem einheimischen Kloster zur Auflösung geführt hätten.

Aus der personalen Abschließung gegen die Stadtbevölkerung ist es wohl zu erklären, daß die Schotten an äußerer Achtung bis ins 15. Jahrhundert offenbar nichts eingebüßt haben. Schwerer ist es schon zu verstehen, daß sie sich in religiöser Hinsicht behauptet haben. Sie waren den Bettelorden an Werbekraft entschieden unterlegen: Armutsideal und Predigtamt teilten sie nicht mit ihnen; sie beschränkten sich nach wie vor auf den Meß- und Gebetsdienst[3]).

Daß sie sich dennoch hielten, muß man sicherlich auf ihre Tradition zurückführen. Sie mögen eine ältere, primitive Religiosität verkörpert haben, die im Volke neben den neuen Strömungen fortlebte, obwohl sie ihre geistige Rolle seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts ausgespielt hatte[4]). Daneben läßt die Schottenchronik, genauer ihr

[1]) S. Barry a. a. O. S. 22. 40. 102ff. 1260 waren es 8 (Regesten Nr. 52), 1284 13 (Regesten Nr. 65), 1322 3 Mönche und 1 Novize (Ebd. Nr. 97).

[2]) Mit welcher Leidenschaft das geschehen konnte, lehrt die Antwort, die die Wiener Schotten 1418 der von Martin V. bestellten Reformkommission zu Protokoll gaben: „... nos non possumus nec volumus commorari monachis aliarum quam nostrarum nationum, et est ratio, ut sciatur, factum nude, quia nos interficeremus eos vel interficeremur ab eis." Barry S. 46.

[3]) Ein interessantes Zeugnis ist in dieser Hinsicht jenes Manifest, das die deutschen Schottenäbte nach dem Brande des Regensburger Hauptklosters um 1278 haben ausgehen lassen: sie bitten um Beisteuer zur Wiederherstellung und versprechen dagegen „tria milia missarum, mille psalteria, dies autem indulgencie in summa quingenti dies et (etiam?) criminalium delictorum." Gewiß nichts Überraschendes im Mittelalter, aber auf eine geistige Höhe oder eine tiefe Seelenverantwortung läßt dieses Kalkül nicht schließen. (Regesten Nr. 60, Text bei Binchy a. a. O. 2. Teil S. 40).

[4]) Vgl. Binchy S. 30; Barry S. 105.

wichtigstes Stück, die Weihsandpeterlegende, auf eine volkstümliche Wirkung der Schottenmönche schließen, die zum größeren Teil gar nicht auf religiösen, sondern auf historischen Anschauungen fußt.

I. Die Schottenchronik.

Im Regensburger Schottenkloster sind, wie es scheint, nie Annalen geführt worden. War schon Regensburg an und für sich bis auf Andreas von St. Mang ein schlechter Boden für die Historiographie[1]), so ging den Schotten vollends der Sinn für historische Aufzeichnungen ab[2]). Es ist eine Ausnahme und auf den Einfluß der Babenberger zurückzuführen, wenn die Wiener Schotten Annalen aufzuweisen haben[3]).

Der mangelnde Tatsachensinn, der hieraus spricht, schloß aber nicht das Interesse für die Vergangenheit aus. Wir besitzen aus St. Jakob in Regensburg sogar zwei Werke über die Geschichte der Schottenmönche, die sogenannte Vita Mariani[4]) und die Schottenchronik. Die Vita Mariani ist zur gleichen Zeit wie das rätselvolle, grandiose Portal von St. Jakob entstanden (1184) und gibt nach einem Überblick über die frühen irischen Pilgerheiligen die Geschichte der Gründungen in Regensburg, Würzburg, Nürnberg, Wien, Eichstätt. Sie ist ein Denkmal des stolzen Aufschwunges der Schotten und betont aufs stärkste die Unabhängigkeit des Klosters. Ohne jede Jahresangabe über die Gründungen usw. zeigt die Vita Mariani bereits Anfänge der Legendenbildung.

Die Schottenchronik, rund 100 Jahre später, zehrt, von einer großen Zutat, der Weihsandpeterlegende, abgesehen, von den gleichen Traditionen wie das frühere Werk; der zeitliche Rahmen ist sogar nach oben etwas enger[5]). Schon damit legt die Schottenchronik Zeugnis ab von Stillstand und Rückschritt im geistigen Leben dieser Iren. Gab die Vita Mariani dank ihrer zeitlichen Nähe zu den Ereignissen immerhin konkrete Nachrichten, so ist die Schottenchronik nur mehr ein Dokument einer völlig legendären Geschichtsauffassung, die fast ganz auf mündlicher Überlieferung ruht.

Hier in Kürze einige Daten über die Zusammensetzung der Chronik, ihre Handschriften und die Probleme der Überlieferung und Entstehung.

Der Originaltitel der Schottenchronik lautet „Libellus de fundacione ecclesie Consecrati Petri". Ihre einzelnen Stücke sind im folgenden mit I—VII bezeichnet.

---

[1]) s. Edward Schröder, Kaiserchronik S. 49f. (Monum. Germ. Hist., Deutsche Chron. I, 1).

[2]) Wattenbach a. a. O. S. 23 und 56f.

[3]) bis 1232 (Continuatio Scotorum, Monum. Germ. Hist., Scriptores IX, 616ff.) vgl. Uhlirz in: Geschichte der Stadt Wien II, 1 S. 250f. Die Angabe der Todesdaten der irischen Könige zeigt hier, wie eng die Mönche mit ihrer Heimat verbunden blieben.

[4]) Acta Sanctorum Feb. II 365-372; vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen II[6] 382.

[5]) Die Klöster in Nürnberg, Wien, Eichstätt sind nicht einbezogen, dagegen das in Memmingen.

I. Prologus[1]).

II. Irland und seine Heiligen. Inhalt: Darlegung der Gesamtdisposition der Chronik (vgl. Jakob Baechtold, Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum (Schaffhausen 1873) S. 58, Dürrwächter (s. u.) S. 22). — Irlands Lage und Beschaffenheit. — Eine Patricklegende (bisher unbekannte Version). — Die irischen Inseln. — Erster Pilgerkatalog (Mansuetus, Furseus, Kilian usw.). — Der Auszug der 30000 Iren nach Europa, Afrika und Asien. — Die Machantinuslegende[2]).

III. Ein Einschub: Ein Apostelkatalog unbekannter Herkunft.

IV. Ein Einschub: Der Rhythmus „De Asia et universi mundi rota", ein geographisches Gedicht aus der Merowingerzeit, ed. Karl Strecker, Jahresbericht des Luisen-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1909.

V. Die Weihsandpeterlegende (Tractatus de civitate Ratispona). Nach den Handschriften 2—9 (s. u. Tabelle) hrg. von A. Dürrwächter, Die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende (Bonn 1897). Dürrwächter hat diesen Titel nach der Bezeichnung dieses Stückes in Handschrift 2 und 3 gewählt; der hier angewandte dürfte der allein angemessene sein (vgl. Abschnitt II und III).

VI. Die Gründungsgeschichten von St. Jakob in Regensburg und St. Jakob in Würzburg. Noch ungedruckt. Mit Stück V zusammen ins Mittelhochdeutsche übersetzt. Inhaltsübersicht für beide Stücke in Abschnitt III.

VII. Historia de poenitentia Welfi ducis (Gründung des Schottenklosters in Memmingen). Unvollendet, s. Dürrwächter S. 40. Hrg. v. Scheid, Origines Guelficae II 51 und 431—52 (Hannover 1751).

Ein weiteres Stück, die Gründungsgeschichte des Nürnberger Klosters, ist nicht zur Ausführung gekommen (s. Dürrwächter S. 38 und Anm. 89). So ist also das Werk[3]), dessen Umfang auch so schon beträchtlich ist, ein Torso.

---

[1]) Dürrwächter (s. o.) gibt (S. 22) den Inhalt falsch an. Er ist lehrreich für die Selbsteinschätzung der Schottenmönche: das durch den Sündenfall verloren gegangene Licht der himmlischen Wahrheit und Weisheit ist nur stückweise und mühevoll wieder zu erringen, und zwar für die Gelehrten durch Bibelstudium, für die Ungelehrten, indem sie sich an das Leben der einfältigen und heiligen Schotten halten.

[2]) Nach Dürrwächter (s. o.) S. 24 fußen die geographischen Angaben des Stückes II z. T. auf Isidors Etymologien. Für Mansuetus ist — der einzige stichhaltige Fall einer Quellenbenutzung überhaupt — die Vita Mariani benutzt.

[3]) Es erhellt aus obiger Übersicht, daß die Bezeichnung des Ganzen als „Schottenlegende" (Dürrwächter) schlecht gewählt ist. Auch ein Legendar kann das Werk nicht genannt werden, weniger, weil die geographisch und historischen Bestandteile entgegenstehen, als weil nach Ausschaltung der Stücke III und IV eine chronologische Anordnung deutlich wird. Konrad von Megenberg (Tractatus de limitibus parochiarum civ. Ratisp., ed. Phil. Schneider 1906 cap. 5 und 6) spricht von unserem Werk als von der Cronica consecrati Petri (vgl. Dürrwächter S. 220ff.). Diese Bezeichnung ist hier für das Gesamtwerk aufgenommen, da es nicht nur eine Gründungslegende ist, sondern einerseits mit den ersten

Es sind 4 vollständige und 8 unvollständige Handschriften erhalten. Die hier folgende Tabelle beruht im wesentlichen auf den Angaben Dürrwächters (S. 6—20). Seine Siglen nebst Seitenzahlen sind beigefügt. Das Vorhandensein der Einzelstücke ist durch ein Pluszeichen, das Fehlen durch ein Minuszeichen angedeutet.

[Anmerkungen zur Handschriftentabelle.]

1 und 7 sind Pergamenthandschriften.

Zu 1 vgl. Jakob Baechtold, Deutsche Handschr. aus dem Britischen Museum S. 57f. Stück III ist hier nicht erwähnt, ist aber wohl in der Handschrift vorhanden.

2 Bei Dürrwächter alte Nr. 269; zu Dürrwächter S. 15 vgl. Leidinger, Andreas von Regensburg S. LIV. Der Inhalt weist nach Regensburg.

3 Das „Notizbuch" des Andreas von Regensburg, s. Leidinger S. LXIV; Stück III und IV stehen hier an letzter Stelle.

6 ist wahrscheinlich nur ein Teil einer ehemals vollständigen Handschrift.

10 vgl. Leidinger, Fundationes monasteriorum Bavariae, Neues Archiv 24 (1899) S. 707 und Phil. Schneider, Konrad v. Megenbergs Traktat „De limitibus parochiarum civ. Ratisp." (1906) S. 19f. Der Weg, der bei Leidinger für die „Fundationes" gezeichnet ist: St. Emmeram — Tegernsee — Wessobrunn bzw. Ebersberg, kommt wahrscheinlich auch für die Verbreitung der Schottenchronik in Betracht.

11 Nur mittelbar mit 10 verwandt, ergänzt 9. Bei Brackmann, Germ. pontif. I p. 290 als besonderes Werk neben 1 zitiert.

12 vgl. Phil. Schneider (s. o.) S. 16f. Nach seiner summarischen Beschreibung scheint die Handschrift mit Stück II einzusetzen (vgl. die betreffende Überschrift in 1 bei Baechtold) und im Stück V vor dem Tode Karls abzubrechen (vgl. die Überschrift bei Dürrwächter S. 14 oben). Über das Vorhandensein von Stück III u. IV ist nichts gesagt. Die Handschrift blieb Dürrwächter unbekannt. Ihr Inhalt weist nach Regensburg.

Drei weitere Handschriften sind wahrscheinlich zu erschließen: 1. aus Scheids Druck von Stück VII (s. o.) „nach einer Tegernseer Handschrift" (11 ist nicht die Textgrundlage); 2. aus einem Fragment (entsprechend dem Text bei Dürrwächter S. 173, 4—174, 7), gedruckt bei Canisius, Antiquae lectiones IV, 2 473 (bzw. Canisius-Basnage IV 749). Vielleicht gleich 1; vgl. Dürrwächter S. 19 Anm. 18; 3. aus der mittelhochdeutschen Reimübersetzung, da diese mit keiner der Handschriften bei Dürrwächter, mit 12 nicht in ihrem Umfang und mit 1 nicht nach den Proben bei Baechtold übereinstimmt.

Die Handschriftentabelle zeigt, welch großem Interesse die Schottenchronik im 15. Jahrhundert in den bayrischen Klöstern begegnete und daß ihre Bedeutung in dieser Zeit die lokalen Grenzen überschritt. Für uns bleibt bedauerlich, daß vielleicht nur 1 noch aus dem 14. Jahrhundert stammt, obwohl Konrad von Megenberg 1373 die Schottenchronik als allgemein verbreitet bezeichnet.

Das Handschriften-Stemma Dürrwächters (S. 21) ist im einzelnen nicht haltbar; nur soviel ist richtig: es lassen sich zwei Gruppen scheiden, nämlich 2 und 3 gegen 4—9. Die Vorlage der Reimübersetzung gehört zur zweiten Gruppe; sie steht den Lesarten von 8 am nächsten. Mehr läßt sich nicht sagen, da die bekannten Handschriften noch nicht alle untersucht, Stück VI[1]) noch unbearbeitet und der

irischen Pilgerzügen des 7. Jahrhunderts beginnt, andererseits die Gründungsgeschichten der einzelnen Klöster in chronologischer Abfolge enthält und daher mit Recht eine, wenn auch legendarische Chronik der Auswanderung und Ausbreitung der Iren genannt werden kann.

[1]) Für diese Arbeit sind für Stück VI die Handschriften 8, 10, 11 benutzt.

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Aufbewahrungsort:	London	Eichstätt	München	München	München	Wien	Pommersfelden	München	München	München	München	Würzburg
Signatur:	Harleian. 3973	698	clm 903	clm 14873	clm 9711	3347	2699	clm 22104	clm 1211	cgm 227	clm 19487	Minoritenkloster I 30
Sigle und Seitenzahl bei Dürrwächter:	— S. 7	A S. 14	B S. 7	C S. 11	D S. 12	F S. 12	G S. 9	H S. 13	J S. 14	— S. 14	— S. 14	— —
Früherer Aufbewahrungsort:	Regensburg?	Eichstätt	Regensburg S. Mang	Regensburg S. Emmeram	Oberaltaich	?	Würzburg?	Wessobrunn	Tegernsee	Ebersberg	Tegernsee	Würzburg
Entstehungszeit:	vor 1400?	vor 1415	um 1421	um 1450?	1449	nach 1450?	15. Jh.	um 1500	1530	um 1481	1490	15.-16. Jh.
I. Prologus:	+	—	+	+	—	—	+	+	+	—	—	—
II. Irland u. seine Heiligen:	+	—	+	+	—	—	+	+	+	—	—	+
III. Apostelkatalog:	+	+	+	+	—	—	+	+	+	—	—	+
IV. De Asia ...:	+	+	+	+	—	+	+	+	+	—	—	+
V. Weihsandpeterlegende:	+	+	+	+	+	+	+	+	+	—	—	+
VI. D. Gründungsgeschichten:	+	—	+	+	+	+	+	+	—	+	+	—
VII. .. de poenitentia Welfi d.:	+	—	+	+	+	+	+	—	—	+	+	—

Druck von Stück V in Text und Lesarten ganz unzuverlässig, z. T. unsinnig ist, da Dürrwächter den schlechten Text auch noch nach einer schlechten Handschrift (2) und ohne philologische Durcharbeitung drucken ließ. Allerdings ist zuzugestehen, daß einer philologischen Beurteilung der Lesarten große Schwierigkeiten entgegenstehen. Schon der Urtext ist sicher ganz unbekümmert um Stil und Form niedergeschrieben worden: die unbeschreibliche Verwahrlosung der lateinischen Prosa kann nicht allein der Überlieferung zuzuschreiben sein.

Über die Entstehung des Ganzen läßt sich vorläufig nur folgendes sagen: nach formalen Kriterien (Stil und Kursus in Stück I, II und VII) und nach Gründen des Aufbaues (zwei Pilgerkataloge, in Stück II und V; selbständiger, zusammenhangloser Einsatz der Stücke V und VII) scheinen Stück V und VI (die Weihsandpeterlegende und die Gründungsgeschichten) der Kern der Chronik zu sein, um den sich die anderen Stücke gruppiert haben.

Eine derartige Vermutung wird durch die Anhaltspunkte, die sich für die Datierung der Chronik bieten, gestützt. Dürrwächters terminus a quo (1267) und auch der terminus ante quem (1278) sind zwar nicht haltbar: weder sind 1267 „arme Augustinerinnen" nach Regensburg gekommen (sondern Augustiner-Eremiten[1]), noch ist 1278 das Kloster vollständig abgebrannt (die Quadermauern stehen noch heute). Dennoch wird man die Entstehung des Stückes V gern in die Jahre 1270–84 legen, in denen die Bezeichnungen ecclesia consecrati bzw. consecrationis Petri zuerst auftreten (siehe Abschnitt II). Stück VII aber – das übersah Dürrwächter – ist bestimmt nach 1294 entstanden. In Stück VII steht nämlich eine fingierte Urkunde eines Papstes Bonifaz. Nun sind die Papstnamen, die in der Schottenchronik vorkommen, von solchen Päpsten entlehnt, von denen das Kloster ein Privileg hatte: von Cölestin III., Hadrian IV., und auch von Bonifaz VIII.[2]). Da der nächst frühere regierende Papst des Namens Bonifaz nicht für die Entlehnung in Betracht kommt (gest. 985!), ist für Stück VII das Jahr 1294 als terminus a quo gewonnen. Wenn nun aber eine Zeitspanne von allermindest 10 Jahren zwischen den Stücken V und VI liegt, ist das Werk nicht in einem Zuge entstanden, woraus sich die formalen Verschiedenheiten erklären würden.

II. Die Entstehung und Wirkung der Weihsandpeterlegende.

Wir wenden uns dem Hauptstück der Chronik zu, der Weihsandpeterlegende und zwar zuerst ihrer außerliterarischen Entstehung und Wirkung.

Betrachten wir zunächst das Objekt der Legende: das Kirchlein Weihsandpeter im Süden der Stadt Regensburg. Es war eine

[1]) s. Janner, Bischöfe von Regensburg II 504 f.
[2]) vgl. für diese Art der Namengebung Edw. Schröder, Kaiserchronik S. 45.

Friedhofskirche wohl schon aus vorkarolingischer Zeit[1]); schon die Zusammensetzung mit dem Adj. wîh, heilig, deutet auf hohes Alter. Die Äbtissin von Obermünster, der das Kirchlein unterstand, überließ es 1075 den irischen Ankömmlingen. Als dieser kleine Konvent dem um 1110 neugegründeten Kloster St. Jakob als Priorat unterstellt wurde, behielt die Äbtissin das Recht, dem Abt von St. Jakob aus seinem eigenen Konvent einen Prior für Weihsandpeter zu präsentieren. Nach einer unverbürgten Nachricht[2]) ist das Kirchlein nach 1257 abgebrannt und 1276 wiederhergestellt worden.

Die Bezeichnungen für das Kirchlein sind: 1089 „in Wihen S. Petri" (Regesten Nr. 5) – um 1170 „ad Wihinsente Petrum" (Regesten Nr. 17) – 1213 u. 1225 „ecclesia in Wihin Sancti Petri vulgo dicta" (Regesten Nr. 27 u. 36; „Wihi" in der Urkunde von 1213 wird ein Schreibfehler sein). Das „Wihin" scheint übersetzt zu sein in: 1140 „ad benedictum sancti Petri monasterium" (Regesten Nr. 12). In der „Vita Mariani" (1184) ist der volkstümliche Name nicht aufgenommen: es heißt dort „basilica beati Petri Apostoli extra muros"[3]). Die Form Wihensandpeter ist dann wohl zu Wichsandpeter bzw. (mit Diphthongierung) Weichsantpeter[4]) geworden; später sagte das Volk Weichselpeter.

Nach der Verkürzung des tautologischen Wihen-Sanct zu Weichsand lag die Deutung des Namens als „Weihe Sanct Peters" nahe. Das Bestehen einer aus dem Namen abgeleiteten Weihlegende ist urkundlich zum Jahre 1284 mit aller Deutlichkeit festgelegt durch die lateinische Bezeichnung „Dominelus prior consecrationis sancti Petri" (Regesten Nr. 65; später noch einmal zum Jahre 1483 Regesten Nr. 346 Anm.). Aber auch die schon vorher auftretende Bezeichnung[5]) „apud consecratum Petrum" (1270 Verhandlungen ... Oberpfalz 39 (1885) S. 223; 1278 Regesten Nr. 60, Text bei Binchy; 1282 Regesten Nr. 62) dürfen wir in diesem Sinne deuten. Als „ecclesia consecrati Petri" erscheint das Kirchlein auch regelmäßig in der Schottenchronik, und dies bleibt fortan neben der deutschen die stehende Benennung.

Die hiermit gesicherte Weihlegende ist in der Weihsandpeterlegende der Schottenchronik eng mit einer Karls-, d. h. einer Märtyrerlegende verknüpft. Nach der Schottenchronik ist Karl der Große der Stifter des Kirchleins; er läßt es, nachdem er die Stadt von den Heiden entsetzt hat, auf dem „Collis Victorie" über den Leichen der 30000

[1]) Ueber die vermutliche Vorgeschichte vgl. Max Heuwieser, Entwicklung der Stadt Regensburg im Frühmittelalter in: Verhandlungen des historischen Vereins Oberpfalz 76 (1926) S. 133ff.

[2]) s. J. C. Paricius, Allerneueste ... Nachricht von ... Regensburg (1753) II 293. Über die angebauten Wohnräume s. Verhandlungen .. Oberpfalz 21 (1862) 188f.

[3]) „Extra muros" zum Unterschied vom Dom St. Peter.

[4]) vgl. die Ortsnamen Weihmering (ze Wihen Mergen), St. Weihflorian, Weihmichel in: Verhandlungen ... Oberpfalz 39 (1885) S. 222 und 227 und Weihbüchl, Weillohe, Weimörting bei Förstemann-Jellinghaus II 1325.

[5]) Diese Bezeichnung ist anscheinend eine Verkürzung aus „apud consecratam ecclesiam s. Petri"; an der dadurch verursachten Unlogik stieß sich schon Konrad von Megenberg (s. Dürrwächter S. 220).

gefallenen Christen errichten, die im Heidenkampfe die Märtyrerkrone erworben haben. Als er bei Gelegenheit des nächsten Hoftages in Regensburg die Kirche weihen lassen will, haben sich inzwischen auf göttliche Weisung sieben Schottenincluſen unter Marian dort angesiedelt; diese werden eines Nachts Zeugen, wie der Apostel Petrus selbst das Kirchlein weiht, bevor die von Karl angeordnete Weihe vollzogen wird.

Bestand die Verknüpfung der Märtyrer- mit der Weihlegende von Anfang an? Offenbar nicht, denn die Weihlegende kann nur aus dem Namen der Kirche erklärt werden, nicht aber als notwendige Folge aus der Märtyrerlegende; und diese muß ihrerseits selbständig entstanden sein.

Die Bezeichnung „Märtyrerlegende" nimmt bereits vorweg, aus welcher Ursache sich die Entstehung dieser „Karlssage" der Schottenchronik erklären dürfte[1]: aus den angeblichen Märtyrern, die bei Weihsandpeter lagen[2]. Wie die vorliegende nicht die erste Märtyrerlegende in Regensburg war, so war Weihsandpeter nicht die erste Märtyrerstätte; auch St. Emmeram hatte einen „mons martirum". Zwar ist er erst zum Jahre 1347 bezeugt[3], doch muß dieser „Montmartre" schon mit dem falschen Dionys nach Regensburg gekommen, also älter als die Weihsandpeterlegende sein. Die Erklärung, die die Schottenmönche für ihre Märtyrer gaben, war freilich eine andere als in St. Emmeram. Wie sie darauf gekommen sind, sie mit Karl d. Gr. in Verbindung zu bringen, bleibt im einzelnen noch unsicher. Der Berührungspunkte waren ja in Regensburg sehr viele. Jedenfalls hat eine Lokaltradition den Anstoß dazu gegeben, wonach dann die Legende im Geiste des Pseudoturpin ausgebildet wurde. Doch über ihre literarische Ausgestaltung später; zunächst ist über ihre praktische Wirkung zu sprechen.

Schon unsere Chronik gibt (Dürrwächter Text S. 211) die besonderen Abläſſe an, die — vielleicht schon von altersher — bei der Kirche waren; diese waren die Wurzel für Wallfahrten. 1389 ist ein Fest „Dedicationis Petri consecrati" bezeugt (Regesten Nr. 202)[4]. Es scheint, als ob dies Kirchweihfest[5] allein durch unsere Legende und sein Zeitpunkt durch den Termin[6] veranlaßt ist, den die Legende für den Hoftag Karls angibt: post pascha proximum in Kalendis Aprilis (Dürrwächter, Text S. 196 Zeile 3 und 17). Bei dieser Terminfestsetzung für das Fest wäre übersehen, daß die Weihe, da der Hoftag einen Monat dauerte, einen Monat nach dem obigen Termin stattfand.

---

[1]) Dürrwächter verdunkelt die Entstehung durch haltlose Hypothesen.

[2]) Es kann leicht sein, daß diese corpora delicti ebenso wie die Weihkreuze des hl. Peter bei der Erneuerung nach dem Brande von 1257 etwa (s. o.) in Erscheinung getreten sind.

[3]) s. Leidinger, „Fundationes ..." Neues Archiv 24 (1899) S. 699 und Heuwieser, Verhandlungen ... Oberpfalz 76 (1926) S. 135, 152.

[4]) vgl. Dürrwächter, S. 126. Nach Th. Ried, Hist. Nachrichten über Weihsandpeter (S. 22) lag es auf dem Ostersonntag.

[5]) Es gab in Regensburg auch eine Emmerams- und Erhardi-Kirchweih.

[6]) Hinter diesem Termin verbirgt sich wahrscheinlich ein historisches Datum.

1458 verlegte Papst Pius das Fest auf Bitten des Abtes von St. Jakob auf den Sonntag nach Ostern. Fernerhin ist das Weiterbestehen des Festes gesichert für die Wende zum 16. Jahrhundert und zwar durch zwei Drucke, die eine verkürzende Bearbeitung der Legende in deutscher Prosa enthalten[1]). Auch die handschriftliche Ausbreitung der Chronik noch in dieser Zeit mag mit ihm in Zusammenhang stehen. Erst die Reformation kann ihm ein Ende gemacht haben. 1552 wurde die Kapelle aus fortifikatorischen Gründen abgerissen. Daß sie mit Fresken aus der Legende geschmückt war, bezeugen Joh. Turmair und Christoph Hofmann[2]).

Weihsandpeters finanzielle Stellung scheint infolge dieses Festes ungleich besser gewesen zu sein als die des Hauptklosters, so daß z. B. die abdizierenden Aebte von St. Jakob gern das Priorat in Weihsandpeter übernahmen[3]). Welchen Vorteil St. Jakob außerdem und welchen Obermünster davon gehabt haben, bleibt dunkel. In besonderem Maße war jedenfalls die Stadt an dem Fest interessiert. Sie gewährte den Wallfahrern für 8 Tage vor und nach dem Fest freien Aufenthalt und Schutz[4]). Und wenn sie am Karlstage Messen in der alten Kapelle und in Weihsandpeter zu lesen befahl[5]), wenn sie 1458 die Bitte des Abtes um Verlegung des Festes unterstützte, wobei sie sich gleichzeitig ihre Privilegien bestätigen ließ[6]), wenn sie eine Karlslegende ankaufte (es ist ungewiß, ob unsere oder die pseudoturpinische, die sich jetzt noch in der Stadtbibliothek[7]) befindet, wenn sie sich 1394 um Reliquien Karls d. Gr. in Aachen bemühte[6]), so bestehen ohne Zweifel engere odere lockerere Zusammenhänge mit unserem Fest.

---

[1]) Titel: „Das ist die loblich legend von keisers karls streyt vor regensburg geschechen". 1. Druck bei Fritz Kreußner in Nürnberg, etwa 1485—1490; 2. Druck bei Johann Stüchs in Nürnberg, mit einem Holzschnitt, der aus einem anderen Werke stammen muß, nicht vor 1509 (Verfasser verdankt diese Zahlen einer freundlichen Auskunft der Inkunabelabteilung der Preußischen Staatsbibliothek). Beide Drucke umfassen 6 Blatt in Kleinquart. — Diese deutsche Prosalegende ist nicht, wie Baechtold a. a. O. S. 61, 68, 70 will, ein Auszug aus der Reimübersetzung, sondern nach dem lateinischen Original von Stück V angefertigt, wie u. a. die Übersetzung der Stellen 145, 2—4, 183, 5 in Dürrwächters Text bei Kreußner fol. 1 r und 3 v beweist, welche Stellen in der Reimübersetzung ungenau, bzw. gar nicht übersetzt sind. Die Überarbeitung der Legende ist (s. fol. 2 v, 3 v) in Weihsandpeter selbst entstanden; sie ist als verdeckte Propagandaschrift zu beurteilen, denn sie bringt — nach heilsamer Kürzung der Erzählungen der Weihsandpeterlegende — historisches Material u. a. über Regensburg herein: Gründung und 7 Namen von Regensburg, dazu im zweiten Druck die Erklärung der 7 Namen, das Datum des Brückenbaues. Diese Zusätze sind aus Konrads v. Megenberg „Tractatus de limitibus ....." genommen (vgl. Dürrwächter S. 132 f.). Auch zwei neue Sagenmotive finden sich in dieser Bearbeitung (Kreußner fol. 4 v).

[2]) S. Annales ducum Boiariae ed. Sigm. Riezler I 447, 24 und Oefele, Rerum boic. Scriptores I 552.

[3]) Regesten Nr. 60ff. u. 72, 76; 83, 85 f. u. 90; 89, 91, 95—97 u. 100, 104, 107.

[4]) Gemeiner, Regensburgische Chronik III 278. — [5]) Ebd. II 463.

[6]) Dürrwächter S. 127ff.

[7]) Gemeiner, III 281. Derselbe, kurze Beschreibung der Handschriften in der Stadtbibliothek ... Regensburg (1791) I, 1, S. 22 Nr. 54.

So war es also der Legende gelungen, durch ihre historische Fiktion[1]) praktische Wirksamkeit zu erzielen. Für die Schottenmönche hatte sie die Bedeutung, daß sie eine ideelle und eine praktische Verbindung mit ihrer zweiten Heimat herstellte; ja wir dürfen sagen: hatten die Wiener Schotten im Herzog, die Würzburger im Bischof einen Rückhalt, so fanden ihn die Regensburger in einer selbstgeschaffenen geistigen Instanz, in der Weihsandpeterlegende.

III. Die literarische Ausprägung der Weihsandpeterlegende in der Schottenchronik.

Außerhalb dieser historischen Erörterungen über die Legende mögen einige Darlegungen über ihre literarische Ausgestaltung hier folgen, wobei um der Reimübersetzung willen die Gründungsgeschichten (Stück VI) miteinbezogen sind.

Die oben skizzierte vereinte Märtyrer- und Weihlegende stellt eine zweigipflige Legendennovelle dar: der Heidensieg der erste Gipfel, die überirdische Weihe der zweite. Unsere Schottenchronik macht jedoch einen wohlkomponierten Roman aus ihr. Komponiert in dem Sinn, daß abwechselnd zwei Handlungsfäden gesponnen werden, die sich schließlich vereinigen: eine Karlshandlung und eine nebengeordnete Schottenhandlung. Die Erweiterung zum Roman ergab sich durch eine Verlängerung dieser beiden Handlungen in die Vergangenheit hinein: a) Karl macht in einem ersten Heidenkrieg Regensburg christlich, b) die Regensburger Schotten werden mit ihrer Vorgeschichte eingeführt: die frühen irischen Pilger und die Klostergründungen in Aachen und Köln.

Durch die Erweiterung der Karlshandlung und die dadurch erzielte Dreigipfelung des Stoffes wurde die Wirkung des Weihwunders nur gesteigert, weil es jetzt die Krönung der Ereignisse bildet, während es vorher einer einzigen großen Heidenschlacht an Gewicht nicht hätte gleichkommen können. Die Legende erscheint rein äußerlich als ein Karlsroman dadurch, daß ein Vorspiel und ein Nachspiel beide nur von Karl handeln, und daß die Taten der Schotten den Erzählungen von Karls Kämpfen immer nur gleichsam als Intermezzi folgen (s. u.).

In Stück VI wird — ohne eine Gegenhandlung — die Geschichte der Schotten über Karls Tod hinaus fortgeführt. Auch dieses Stück verleugnet nicht ein romanhaftes Erweiterungsstreben. Hier ist die erste Reise eine Dublette zur zweiten ohne jeden historischen Anhaltspunkt, analog dem ersten Heidenkrieg Karls. Im Ganzen ergibt sich folgender Aufbau:

Stück V: Die Weihsandpeterlegende.

Einleitung: Regensburgs Bedeutung. Der Engel fordert Karl

[1]) Die Kritik der Historiker setzt mit Andreas v. Regensburg ein, s. Leidinger's Ausgabe S. 50, 22; für die nachfolgenden vgl. Dürrwächter S. 130ff.

auf, aus Italien dorthin zu ziehen und die noch heidnische Stadt zu erobern (Dürrwächter Text S. 145 ff.).

Vorspiel: Sieg über die heidnischen Lombarden, Alpenübergang (Ebd. S. 151 ff.).

1. Akt[1]: Erstürmung und Christianisierung Regensburgs (Ebd. S. 155 ff.).

1. Intermezzo: Erzählender Katalog der frühen irischen Pilger und Missionare (deckt sich nur z. T. mit dem ersten in Stück II). Karl stiftet für sie Klöster in Aachen und Köln. (S. 170 ff.).

2. Akt: Die Heiden belagern Regensburg, um es zurückzuerobern. Karl, aus Spanien herbeieilend, vernichtet sie und stiftet für die 30000 christlichen Märtyrer eine Kirche. (S. 179 ff.)

2. Intermezzo: Der Ire Marian kommt nach Regensburg, wirkt dort Wunder und läßt sich auf göttliche Weisung hin mit seinen Genossen bei „Karls Kirche" nieder (S. 188 ff.).

3. Akt: Hoftag in Regensburg. St. Peter weiht mit einer himmlischen Schar Karls Kirche. Die anwohnenden Schotten bezeugen die Erscheinung. Karl stiftet Geld für ein Schottenkloster dort. (S. 193 ff.).

Nachspiel: Karls Sohn wird in Aachen gekrönt. Karl stirbt.

Stück VI: Die beiden Gründungsgeschichten.

1. Akt: Der Schottenabt reist nach Irland um Unterstützung, weil das von Karl gestiftete Geld unterschlagen worden war. Die Gründung von St. Jakob in Regensburg. Dazwischen eingeschoben: König Lothar bestraft die Schaffer, die das gestiftete Geld veruntreut hatten.

2. Akt: Eine zweite Reise nach Irland wird abgebrochen, nach der dritten Neubau von St. Jakob und Güterkäufe. Dazwischen: Romreise um Privilegien.

3. Akt: Der heilige Macharius, Prior von St. Jakob, wird der Gründer von St. Jakob in Würzburg.

Es hieße zuviel verlangen, wenn man diese Gliederung sauber herausgearbeitet sehen wollte. Aber dem Gedächtnis des Verfassers hat sie als Plan zugrunde gelegen.

In dem soeben gezeichneten Handlungsrahmen ist das treibende Moment sowohl für Karls Taten (besonders im Anfang) wie bei den Schotten (im zweiten Pilgerkatalog und bei Marian) der Engel Gottes. Er erscheint meist im Schlaf und zeichnet der Handlung den Weg vor. — Die einzelnen Handlungen bewegen sich vollkommen im Typischen[2], wobei den Hauptereignissen jedesmal der geringste Raum zufällt, der weitaus größte dagegen den Beratungen, Zurüstungen, Verhandlungen und zwar bei den Kämpfen Karls wie bei den Reisen der Schotten.

Wenn man die Weihsandpeterlegende isolierte und mit einem Karlsroman vergliche, würden sich im Aufbau und Ablauf der

[1] Man gestatte um der Anschaulichkeit willen diese Bezeichnungen.
[2] vgl. auch Dürrwächter S. 47.

Handlungen große Ähnlichkeiten finden. Doch fehlt zu einem Heldenepos zunächst ein kriegerischer Geist. Karl selbst ist kein Kämpfer; er beteiligt sich zwar an der Belagerung, als aber in der Entscheidungsschlacht die Heiden siegreich vorzudringen scheinen, fällt er mit den Geistlichen betend zu Boden. — Vor allem aber entsprechen den typischen Handlungen keine typischen Charaktere. Christen wie Heiden sind unterschiedslose Massen, aus denen sich nur ein kleineres Kollektivum, die „principes" hervorhebt, daneben bei den Christen die Bischöfe, die Ratgeber u. ä. Papst, Legat, Marschall bleiben leere Namen. Nicht einmal, daß die Heiden eine Kollektiveigenschaft hätten, daß sie verräterisch, grausam, übermütig wären, sie haben nur einen falschen Glauben und tun im übrigen, was die Christen auch tun würden. So entspricht die innere Haltung keineswegs einem Heldenepos, auch nicht einem geistlichen.

Die Blutleere und Kraftlosigkeit der Personen und Handlungen entspricht dagegen der Wesensart der Legende, und zwar im besonderen Maße der Wunderlegende. Eine solche ist unsere Legende: sie will nicht in erster Linie erbauen[1]), sie stellt nicht Vorbilder tapferer Gottesstreiter, asketischer Mönche auf; sie will durch Wunder, das sichtbare Einwirken Gottes, auf das Gemüt des Lesers wirken. Auf diesen Richtungspunkt sind nicht nur die Weihsandpeterlegende und die Gründungsgeschichten (mit dem Weihwunder und dem Wunder des Macharius in Würzburg als Gipfelpunkten) sondern auch Stück II und VII der Chronik (mit den Wundern des Patricius und der Memminger Schotten) eingestellt. Zu diesen, man möchte sagen „Haupt- und Staatswundern" treten die Wundertaten der irischen Pilger, die beiden Wunder Marians, die himmlische Hilfe im Entscheidungskampf und schließlich auch die zahlreichen Engelserscheinungen[2]).

„Es ist ein fortwährender Prozeß der Selbstverteidigung, in dem die Legende begriffen ist", stellt v. Dobschütz a. a. O. fest. Auch in dieser Beziehung entspricht die Haltung des „Karlsromanes" ganz der Legende. Es ist erstaunlich, was z. B. zur Glaubhaftmachung des Weihwunders aufgeboten wird. Wir werden zu Zeugen gemacht, wie Marian dem Wärter das geschehene Wunder mitteilt, wie der Wärter es an die königlichen Kapläne, die Kapläne es an den König weitergeben. Der beschließt mit den ratschlagenden Bischöfen, sich von der Erzählung zu überzeugen. Vor der Kirche fragt er den Wärter aus. Dann wird beraten, darnach die Kirche erst außen, dann innen, zuletzt der Hochaltar auf die Weihzeichen

[1]) vgl. den Artikel „Legende" in Haucks Realenzyklopädie [3] 11, 345-349 (v. Dobschütz).
[2]) An Wundermotiven erweist sich die Schottenchronik im Vergleich zu anderen irischen Legenden als arm; vgl. H. Günter, Die christliche Legende im Abendland S. 22. Ebenda S. 28 (Nr. 25) und Seite 95 Parallelen zur Marianlegende, S. 33 (Nr. 45) zur Furseuslegende (Dürrwächter Text S. 172) und S. 47 zur Schlachtenhilfe. Hierüber muß im Hinblick auf die ganze Chronik und im weiteren Zusammenhang gehandelt werden. Sollten die Iren auf dem Festland ihren Legendenreichtum eingebüßt haben? Angemerkt sei noch die Vorliebe für Namensaitiologien: Dürrwächter Text S. 156, 26ff.; 178, 1; 181, 1; 182, 24 und die Weihlegende selbst.

untersucht, deren Richtigkeit der Legat jedesmal ausdrücklich feststellt. Nach einer Beratung in der Kirche werden die 7 Schottenінkluſen nacheinander befragt. Nach erneuter Beratung und vorläufiger Konfirmation der Weihe durch Legat und Kaiser wird beſchloſſen, des Papſtes Gutachten einzuholen. Darauf hält Karl vor allem Volk eine groſſe Rede über die ſiebenfache Heiligkeit des Ortes, über die Wunderweihe, über den gefaßten Beſchluß, um endlich die feierliche Namengebung „Weihſandpeter“ zu vollziehen. Damit noch nicht genug wird die Berichterſtattung vor dem Papſt und den Kardinälen mit Fragen und Antworten wiedergegeben und zum Schluß hält der Papſt ſelbſt eine Rede über das Wunder. — Das macht summa summarum: 5 Berichte, 4 Beratungen, dreifache Unterſuchung und Beſtätigung, ſiebenfache Befragung, dreifache Konfirmation (Legat, Kaiſer, Papſt), 2 Reden.

Nicht ganz ſo fürchterlich in ihrer Ausdehnung ſind die Ereigniſſe, die im Stück VI dem Wunder Macharii folgen: zweimalige feierliche Prozeſſion und zuletzt Berichterſtattung vor König Konrad.

Die Mittel, mit denen die Wunder glaubhaft gemacht werden ſollen, ſind alſo: die unaufhörliche Wiederholung desſelben Faktums und die Anwendung der direkten Rede. Man beachte, wie alles in Worthandlungen aufgelöſt iſt. Das (angeblich) geſprochene Wort hat eine gröſſere Überzeugungskraft als eine bloſſe Erzählung! Zugleich wird durch Frage und Antwort und durch Reden der Kreis der Zeugen des Wunders erweitert. Wie üblich, erſcheint ferner der hohe Klerus beſonders ſkeptiſch, weil dies die Glaubwürdigkeit erhöht.

Wir ſehen, die Haltung der Weihſandpeterlegende iſt bis ins Kleinſte eine legendenhafte. Ihr Aufriß iſt zwar der eines Romans, aber ihr Geiſt iſt ein anderer; daran ändert der Name Karls nichts, wenn ſie auch gerade durch ihn am ſtärkſten wirkte.

Man wird ſich nicht verhehlen können, daß es eine ſtarke Phantaſie war, die dieſen Bau im groſſen und ganzen ſicher hingeſtellt und im einzelnen unermüdlich ausgebaut hat. Es iſt leicht zu ſehen, daß ſich dieſe Phantaſie an Werken wie dem Pſeudoturpin nährte, die bereits zur Literatur gehörten; es ſei hier nur auf die Motivähnlichkeiten und Parallelen verwieſen, die Dürrwächter unter dem Text anmerkt. Es iſt aber nur ein Leben in der geiſtigen Form dieſer Werke, allenfalls ein Aufnehmen einzelner Motive; im übrigen zeichnet ſich das Werk gerade dadurch aus, daß es in ſeinem Inhalt nicht der Karlsliteratur verpflichtet iſt und nicht wie die Weihenſtephaner Chronik[1]) literariſche Karlsſagen kompiliert. Es iſt eine vorwiegend formale Phantaſie, wenn man es ſo ausdrücken will, die ein einmal ergriffenes Faktum mit groſſer Intenſität ausgeſtaltet. Sie ſchafft nicht fabulierend oder Motive entlehnend eine Fülle von Geſchehniſſen, verſteht ſich aber auf weiträumige Konſtruktion.

Wir haben auch keine beabſichtigte hiſtoriſche Fälſchung vor uns: gab ſich doch der Verf. nicht die geringſte Mühe, ſeine Darſtellung

[1]) vgl. Otto Freitag, Die ſogenannte Chronik von Weihenſtephan (Hermea I, Halle 1905).

mit historischen Daten zu unterbauen. Es ist erstaunlich zu sehen, wie das ganze scheinbar historische Gebäude auf nichts ruht als auf dem Namen Karls. Mit dem Zauber dieses Namens verstand die Darstellung so zu bestechen, daß das Mittelalter, voran Konrad von Megenberg, die Heidenkämpfe für historische Wirklichkeit hielt.

Alles in allem ist die Weihsandpeterlegende das Produkt einer Phantasie, der verstandesmäßige Hemmungen fern lagen, womit sie einen Grundzug irischen Wesens verkörpert, wie er überall in den irischen Legenden und Märchen zu Haus ist[1]).

Wie steht es nun mit Stück VI in dieser Hinsicht? Wenn in Stück V die Phantasie jeden historischen Pfeiler für das Gebäude einer vermeintlichen Vergangenheit selbstherrlich verschmähte, so entkleidete sie in den Gründungsgeschichten umgekehrt die wirkliche historische Vergangenheit ihrer konkreten Einmaligkeit und glich so dies Stück an das vorige an.

Diese typisierende Gestaltung historischer Ereignisse und ihre Auflösung in Legende wird bei dem Charakter des Ganzen nicht überraschen. Was aber wunder nimmt, ist, daß die Gegenwart gar nicht in diese Pseudohistorie hereinspielt. Durch keine Tendenz gegen Bischof, Stadtregiment, fremde Orden etc., geschweige denn durch irgend einen Hinweis läßt uns der Verfasser die augenblickliche Lage des Klosters erraten, wie doch der Verfasser der Vita Mariani.

Wird man eine Tendenz contra vergeblich suchen können, so ist dafür eine Tendenz pro vorhanden, oder besser gesagt, das ganze Werk atmet eine einzige Tendenz, die Selbstverherrlichung. Neben den einzelnen Wundern in der Chronik gibt es noch gleichsam ein Wunder in Permanenz, und dies sind die Schotten selber. Es ist Gottes Gnade, die diese heiligen Männer nach Deutschland sandte, um die Finsternis des Unglaubens zu erleuchten; durch sie wirkt Gott zahllose Wunder und heiligt alles Volk durch ihre Gegenwart[2]). Diese göttliche Sendung offenbar zu machen, das ist das Hauptziel der Weihsandpeterlegende, wie auch der ganzen Chronik.

In diesem Ziel findet man die nationale Exklusivität und die primitive Frömmigkeit, von der in der Einleitung die Rede war, wieder, und zwar mit innerer Notwendigkeit aufs engste vereinigt: ohne das Gefühl einer besonderen Sendung konnten die Schottenmönche ihre Exklusivität nicht behaupten und ohne diese hätten sie ihr religiöses Ideal aufgeben müssen.

Die nationale Tendenz der Legende hat ihre Ausbreitung keineswegs gehindert; sie wurde nicht nur, wie in Abschnitt II dargelegt, praktisch und historisch wirksam, sondern auch literarisch: sie fand einen Übersetzer unter den Bürgern Regensburgs. Damit rückt sie aus der klösterlich-zweckhaften Gebundenheit in eine Sphäre freieren Interesses, das sich hauptsächlich auf den Stoff gründet, auf jenen vermeintlich historischen Karls-Stoff, der ein unstoffliches Phantasieprodukt war.

---

[1]) vgl.: Die irischen Elfenmärchen der Brüder Grimm, herausg. von Joh. Rutz (München 1913), Vorwort S. 7.

[2]) Besonders herausgehoben in Stück VII (Scheid, Origines Guelf. II 444).

IV. Die Überlieferung der Reimübersetzung.

Die Reimübersetzung der Weihsandpeterlegende und der Gründungsgeschichten der Klöster in Regensburg und Würzburg (Stück V und VI der Schottenchronik) ist in zwei Handschriften überliefert.

L = Harleianus 3971 im Britischen Museum in London[1]) ist eine Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts, die wahrscheinlich aus dem Regensburger Schottenkloster stammt und zugleich mit dem Pergamentkodex Harl. 3973, der die lateinische Schottenchronik enthält (s. die Tabelle in I), im Jahre 1722 durch Händler[2]) an das Britische Museum gekommen ist.

Jakob Baechtold, Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum (1873) teilte zuerst (S. 3 bezw. 56) genaueres über beide Handschriften sowie Auszüge aus dem Gedicht mit. Diese Auszüge umfassen von kleineren Stellen abgesehen die Verse: 1–318 auf S. 3ff.; lateinische Vorlage bei Dürrwächter S. 145–151, 15. 3756–3824 (Marians Lichtwunder) auf S. 22–24; Dürrwächter S. 189, 7–189, 34. 6422–6561 (Karls Tod) auf S. 27–31; Dürrwächter 216, 8 bis Schluß. 9454–9661 (Macharii Wunder) auf S. 37 bis 44, 6; Vorlage ungedruckt.

Im Jahre 1890 fertigte Charles Copland Perry (vgl. seine Dissertation „Die Sprache des spätmhd. Gedichts „Karl d. Gr. und die schottischen Heiligen" Marburg 1892 S. 6) eine vollständige Abschrift von L an, die sich jetzt im Besitz der „Deutschen Kommission" der Preußischen Akademie der Wissenschaften befindet. Eine Veröffentlichung in den „Deutschen Texten des Mittelalters" war vor dem Kriege geplant, ist aber nicht zur Ausführung gekommen.

Die zweite Handschrift, k = F3 VI 10 in der bischöflichen Bibliothek zu Karlsburg (Siebenbürgen), ist eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts unbekannter bayrischer Herkunft. Eine Beschreibung von ihr, sowie eine Photographie der ersten Seite und ein Lesartenverzeichnis befinden sich im Besitz der vorgenannten „Deutschen Kommission"; sie rühren von Professor G. Baesecke[3]) her, der die Handschrift seinerzeit für die geplante Ausgabe (s. o.) in Berlin benutzte. Aus der Schlußzeile des Gedichtes in dieser Handschrift geht hervor, daß die Abschrift in vigilia petri et paul(!) a° 1445 (in alten arabischen Ziffern) vollendet ist[4]). Aus den lateinischen

[1]) vgl. Priebsch, Deutsche Handschriften in England, 2. Band (1901) S. 16f.

[2]) Perry in seiner Abschrift (s. o.) gibt hierüber Auszüge a. d. Bibliotheksdiarien.

[3]) Herr Professor Baesecke hatte die Güte, mir seine gesamten Notizen über die Handschrift zur Verfügung zu stellen, wofür ich ihm auch hier herzlich danke.

[4]) Die Angabe „1405" (Mailaths Abschrift S. 10 und Baechtold S. 47) ist falsch. Sie kam zustande, indem man die in der Abschrift undeutlichen Ziffern, das obige Datum, außer acht ließ und sich nur an die in Worten ausgedrückte Zahl der darauffolgenden Notiz hielt, die aber fehlerhaft ist. Von zweiter Hand steht nämlich unmittelbar unter dem Zifferndatum: Anno domi Millesimo Quadragentesimo(!) Qinto(!) jncrastino Sancti Paully appostoly. Es folgen noch einige Ziffern, die ich nicht deuten kann. An dem Wort Quadragentesimo ist korrigiert worden; der ungebildete Schreiber hat offenbar schreiben wollen: quadringentesimo quadragesimo; damit ist wohl der 24. Januar 1446 gemeint, denn dies zweite Datum muß nach dem ersten (28. Juni 1445) eingetragen sein.

und deutschen Eintragungen der letzten 3 Seiten (in einer oft kaum zu deutenden, fehlerhaften Orthographie) ist für die Geschichte der Handschrift nichts Sicheres zu entnehmen. Die auf Mailath (s. u.) fußende Angabe, daß sich das Nibelungenbruchstück F in dieser Handschrift befände, ist falsch.

Die Handschrift k ist vor 1823 in Karlsburg für den Grafen Mailath [1]), der sie für die ältere halten wollte, abgeschrieben worden und die Abschrift mit Laßbergs Bibliothek nach Donaueschingen gekommen, wo sie jetzt die Signatur Nr. 114 trägt.

Diese Abschrift ist 1865 wiederum von Joseph Haupt für die Wiener Hofbibliothek abgeschrieben worden, wo sich diese abgeleitete Abschrift noch befindet als Nr. 15128.

Ein Fragment des Gedichtes sollte sich nach Walderdorff, Verhandlungen des hist. Vereins der Oberpfalz 34 (1879) S. 197 im Besitz des genannten Vereins befinden. Es scheint jedoch bei dieser Nachricht ein nachträglich nicht berichtigter Irrtum vorzuliegen; denn nach einer freundlichen Mitteilung des derzeitigen Sekretärs des Vereins, Dr. Freitag, ist das Fragment nicht vorhanden, noch sagen die Diarien des Vereins etwas darüber aus.

Der Vergleich des mittelhochdeutschen Textes mit der Vorlage ermöglicht eine sichere Beurteilung des Wertes der Handschriften. L geht wahrscheinlich unmittelbar auf das Original der Reimübersetzung zurück: die Übersetzungsfehler des (nicht durchkorrigierten) Originals sind getreu kopiert (s. u. Abschnitt VI).

k ist sehr stark verderbt. Selbst jene Lesarten, bei denen Perry zugunsten von k schwankte (Dissertation S. 10 zu Vers 3936, 5946, 6152, auch 3363; dagegen 3852 Schreibfehler in L), sind durch die Vorlage als wertlos erwiesen.

k ist nicht von L abzuleiten: es fehlen in k u. a. die Schreiberüberschriften [2]) von L, und andererseits sind die in L Vers 7228, 7896 fehlenden Reimwörter in k vorhanden. So repräsentiert k eine selbständige Überlieferung, die aber — mindestens 100 Jahre später als das Original und durch mehrere Mittelglieder von ihm getrennt — fast wertlos ist. Die Grundlage für eine Textherstellung muß die lateinische Vorlage abgeben.

In den beiden nun folgenden Abschnitten soll, auf der Grundlage eines Vergleiches der Übersetzung mit der (bisher nicht herangezogenen) Vorlage, versucht werden, die Einzeluntersuchung der Übersetzung durch eine allgemeine Fragestellung fruchtbar zu machen. Erst der letzte Abschnitt soll der Frage nach dem Übersetzer gewidmet sein.

---

[1]) Mailath beabsichtigte ihre Veröffentlichung, die Laßberg aber nicht befürworten konnte; vgl. den Briefwechsel beider, Ungarisches Jahrbuch X 1930, 211—229. Für den Hinweis auf diese Veröffentlichung weiß Verfasser Herrn Professor H. F. Rosenfeld großen Dank. — Durch Laßberg lernte auch Uhland die Abschrift kennen; vgl. den Briefwechsel Laßberg-Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer 1870, S. 153ff.

[2]) vgl. Perry, Dissertation S. 7.

V. Der Einfluß der Versform auf die Übersetzung.

Nicht alles, was eine mittelhochdeutsche Reimübersetzung vom fremdsprachlichen, in unserem Falle lateinischen Original unterscheidet, ist bewußte Veränderung des Übersetzers. Ferner: nicht jede vom Original abweichende Einstellung beweist, daß der Übersetzer eine andersgeartete Persönlichkeit war. Die innere Haltung und der Vorstellungsbereich eines jeden Übersetzers sind unbewußt durch die traditionelle Versform, das Reimpaar, bestimmt.

In unserem Fall ist dieser Einfluß der Form ein sehr geringer. Wir haben es nicht mit einer dichterischen Persönlichkeit zu tun wie z. B. dem Deutschordensdichter Nikolaus von Jeroschin, bei dem es gegenüber seiner Quelle, Peter von Dusburg, ganz offenbar ist, wie stark er ästhetisch durch das Reimpaar angeregt worden. Dennoch findet sich in unserer Übersetzung einiges, was auf der gleichen Linie liegt.

Zunächst sei festgestellt: der Stoff als solcher, vor allem der „Karlsroman", hat den Übersetzer nicht zu gestaltendem Eingreifen angeregt. Er hat seine Vorlage, Stück V und VI der Schottenchronik, in ihrer ganzen Ausdehnung, ohne den Aufbau oder die Darstellung zu verändern, wiedergegeben. Deshalb darf für den gesamten Inhalt auf Abschnitt III verwiesen werden. Einzig vier Einschübe sind zu verzeichnen, die jeder etwa 20 Verse umfassen, bei fast 10000 des ganzen Werkes. Sie sind nebst vereinzelten, für die Person des Übersetzers wichtigen Zusatzversen für den letzten Abschnitt dieses Kapitels aufgespart.

Von diesen vier Zutaten des Übersetzers abgesehen, finden sich nun Abweichungen und Zusatzverse, die — einzeln betrachtet — belanglos und unmotiviert erscheinen. Es ist wahr, oft sind sie technisch begründet: beim Übertragen in Reimpaare ging es ohne füllende Zusätze nicht ab, und oft gab ein zugesetztes Reimwort noch ein zweites. Doch diese technischen Ursachen reichen nicht zu, um sie alle zu erklären. Erst wenn man sie unabhängig von ihrem zufälligen äußeren Anlaß in ihrer Gesamtheit betrachtet, vermag man ihre Bedeutung recht zu erkennen. Alle Abweichungen und Zusätze fallen trotz der Planlosigkeit im einzelnen in wenige, bestimmte Richtungen. Dafür kann aber die Ursache nur die sein, daß der Übersetzer immer wieder unbewußt formalen Tendenzen erlegen ist, die mit der äußeren Formung, der Versifizierung, gegeben waren. Auf ihre innere Einheit hin mögen diese Ausweichungen gegenüber der Vorlage, gleichviel ob Reim- oder Versfüllung, ob Gelegenheitsreim oder geringfügige Ausschmückung oder weitere Ausführung, hier zusammengestellt werden, und zwar nach den Gesichtspunkten: Redeform, innere Haltung, Anschaulichkeit. Das scheinbar planvolle Bild, das sich durch diese Anordnung ergibt, möge nicht darüber täuschen, daß es sich nicht um bewußte Gestaltungsprinzipien des Verfassers, sondern um Gestaltungsneigungen handelt, für die das Reimpaar verantwortlich ist.

Die zahlreichen Reden, die die Vorlage bot, oft ganz kurz, oft lang, kamen dem Stil des Reimpaares sehr entgegen. Es besteht

aber dabei ein Unterschied in der Einstellung: in der Vorlage hatten die Reden einen ganz bestimmten Zweck, nämlich, wir sahen es besonders bei dem Weihwunder, zu überzeugen; bei dem Übersetzer kommt diese Tendenz nicht durch, nicht allein, weil er viel zu schwerfällig mit seiner Reimerei ist, nein — Reden in Reimpaarwerken pflegten zweckfrei zu sein, sie dienten nicht der Wirkung, sie entsprachen dem Versethos. So ist die Übersetzung in der Anwendung der direkten Rede nicht nur noch freigebiger, sondern auch weniger zielsicher als die Vorlage.

Es sind zunächst Reden der Vorlage, teils um des Reimbedürfnisses, teils um der Rede selbst willen, erweitert (ich zitiere die zugesetzten Verse): 243f. und 247f. = Baechtold a. a. O. S. 10, Dürrwächter S. 150; 850–864, im Anschluß an Dürrwächter 156, 25 Rex omnes (?) alloquitur dicens: „De inhabitabili loco habitabilem valde fecistis locum!“ (sc. ein Feldlager zu Ötting):

847 Der künch [1]) zu den vodern sprach:
„ir getrewen, ir habt uns gut gemach
gemacht von ainer unwönleich stat,
850 diu schon und eben umb uns gat
mit dem zaun und mit der maur,
ich denk, si sei eu worden saur
mit ewrr grozzen arebait,
di ir dar auf habt gelait.
855 Ir schült wizzen sicherleichen,
ich wil euch drumbe reichen,
erleichen leihen und geben,
ob mich got lazet leben,
wann mir deu wesung wol behagt,
860 mein hertz in freuden ist erwagt ...“;

ferner 1793–1800, 2888–91, 6300–05, 7535–43, 7728–35 und 7550–53. Hier antworten die Schotten dem Bischof: „domine, pater reverende, undique respeximus et invenimus locum nobis competentem, aere iocundum ...“ [2])

7546 „Vater, aller eren herre,
wir haben gesucht nahen und verre
und funden uns ein zimlich stat,
diu gar guten luft da hat:
7550 möht uns deu gewunnen wêrden [3]),
so wolt wir pawen uf di erden
mit unserm gut ein closter rain
uns und unsern nachkomen gemain.“

Selbständig sind — angeregt durch den bloßen Bericht der Vorlage — handelnden Personen Reden in den Mund gelegt: Vers 160–172 = Baechtold S. 8, 10–22 (ein Gebet); 255–67 = Baechtold 11, 5–16 (s. u.), 923–26 (Befehle); 629–36, 779–83, 969–70,

[1]) Übergeschriebenes e der Handschr. hier als Pünktchen; o über u fortgelassen.
[2]) Noch ungedruckt; aus den Handschriften.
[3]) Zur Schreibung vgl. Perry S. 32.

4455–57 (Gelöbnisse); 913–18 (Ansprache); 1134–40 (Selbstgespräch Karls nach Ermahnung durch den Engel, Dürrw. 160, 2):

1132 ..... der raine man
gedaht in seinem mute:
„seit mich got in seiner hute
hat und wil mir peigestan,
so wil ich niht lenger lan,
ich welle ez arebaiten
(sc. des Aufbruchs zum Kriege),
auf ainen tach beraiten
mich und allez mein her,
1140 iung und alt, mit guter wer";

2837–41, 8389–91 (Danksagungen)[1].

Überdies sind öfter indirekte Reden in direkte Reden umgewandelt, wobei es nie ohne Erweiterungen abging (381ff., 754ff., 1367ff., 1413ff., 2656ff., 2666ff. u. ö.). Die Grenzen zwischen direkter und indirekter Rede sind hierbei ganz unsicher. Oft schlägt die indirekte Rede nur für eine Zeile in die direkte um (212 = Baechtold 9, 29; 1759f., 3191, 3551 u. ö.).

Ein durchgehender Zug der Reimpaargedichte – damit kommen wir zur inneren Haltung – ist ein stärkerer Ausdruck der Gemütsbewegung. Schon in den eben aufgezählten Reden kamen z. T. Freude und Dankbarkeit zu Worte (850, 913, 8389). Darüber hinaus ist auf der einen Seite z. B. auf die häufiger als Reim- und Versfüllungen verwendeten „vro" und „vrölich" zu verweisen, die der Übersetzung ein etwas helleres Kolorit geben; auf der andern Seite auf die Zusätze bei traurigen Anlässen, besonders 6210–11 (Trauer über den Tod des Papstes) und 8560–67:

8560 Sie (die Mönche) wurden traurich alle sa
von der laiden potschaft da,
die man in het da getan
von irem getrewen abt Cristan
(der in Irland gestorben war)
und von dem schatz, der dort belaip:
8565 ieglicher sich ze hertzen raip
mit seuftzen und mit wainen vil,
des ich nu geswigen wil.

An beiden Stellen ließ die Vorlage eine Gefühlsäußerung der betroffenen Personen gänzlich vermissen. Ferner vgl. man 594–96, 617–22[2]), 3468–73, 5219–21, 6473–75 = Baechtold 28, 24–26.

Ein Ausweiten der Gefühlsmomente zeigt die Erweiterung zweier Stellen. Wo es in der Quelle heißt: wir (die Mönche) haben hier

[1]) Ganz die gleiche Bevorzugung der direkten Rede zeigt das im 2. Kapitel zu behandelnde Gedicht aus Waldsassen. Hier sind zu den vorhandenen zwölfmal selbständig direkte Reden eingeführt. Hervorzuheben sind 76ff., 325, 352.

[2]) Ein interessantes Abgleiten von der Vorlage. Hier allein findet sich ein subjektives Empfinden des Verfassers ausgedrückt (Wolte got ..., daz di hayden ... deu fluht vor heten gegeben, so het vil cristen noch ir leben ...).

keine Verwandten, die uns mitleidig helfen möchten, da ist in der Übersetzung der lebhafte Wunsch geformt:

8358 Daz doch unser freunt (sc. in Irland) daz westen,
den unsern mangel und gepresten!
Ich waen sie leident mit uns waeren
armüticlich und mit vil swaeren.
Fürwar daz müst geschêhen,
ob sie daz westen unde sêhen.

Ferner findet die Bitte des heimwehkranken Macharius, Vers 9122ff., eine allerdings mehr wort- als empfindungsreiche Unterstützung.

Weiterhin eignete der deutschen Versprache ein kriegerischerer Geist als der lateinischen Prosa. So rücken in den Reimpaaren die heidnischen Gegner Karls d. Gr. in ein lebhafteres Licht. Die „haiden fraissam“ (124) sind „der êren ploz“ (152), sind „greulich unbeschaiden“ (130) und den Christen „greulich gram“ (1319)[1], sie sind „ungefüge“ (523) und „pöse“ (1318), und nur im deutschen Vers sind sie „die verfluchten haiden“ (3108, 3444). Ihre Gefährlichkeit und Unwiderstehlichkeit wird einerseits übertrieben (2870–77), andererseits werden sie zum Spottbild der Feigheit:

1615 Der streit was übel unde starch,
daz manich haiden sich verparch:
in der stat in seinem haus,
da lag er stille als ain maus.

Karl ist dagegen „der haiden schur“ (1854) und „der christen haubetstam“ (2907). – Die Heiden geben in der Übersetzung auch das Gegenbild ab, wo in der Vorlage nur Kampf und Rüstung der Christen geschildert sind (Vers 1465–68, 3223; 3230–37). Einmal gibt unser Gedicht einem Feldzug den in der Vorlage fehlenden Abschluß:

2940 Die haiden wurden überobert
von den Christen gar geschobert,
reht als ob ez waere gras:
also chrank ir leben was.

Was die Kampfszenen angeht, so mangelt es in der Übersetzung wie schon im Original an konkreteren Angaben, die der Verfasser etwa aus der Turniersprache hätte holen können. Zum Vorteil der Übersetzung sind wenigstens einige nichtssagende, pompöse Bilder fortgefallen, mit denen diese Szenen im Lateinischen aufgeputzt waren[2]. So fehlt 165, 9 (bei Dürrwächter) vor Vers 1625, 154, 5 nach Vers 589, 184, 12 (Text verderbt) nach Vers 3330, 186, 5 nach Vers 3427; 183, 14 ist durch Vers 3280 ersetzt. Für 183, 5 „fulgentibus innumerabilibus (Dürrwächter druckt „in mirabilibus“!) vexillis ut paries celi stellata in glaciali nocte hiemis“ heißt es Vers 3244ff.:

[1] Diese Ausdrücke stehen alle im Reim.
[2] Aufgenommen sind 160, 16f. = Vers 1191; 183, 6 = Vers 3248; 183, 19 = Vers 3295.

Vil liehter vanen waren da:
gel, grün, weiz, praun, rot, pla,
dar in gewieret ſilber und golt, ...

Schließlich ſind Veränderungen vorhanden, die eine lebendigere Anſchauung bezeugen. Der Verfaſſer arbeitet zunächſt gern mit den bildhaften Szenen, die ſchon die Vorlage darbot: die Erzählung von der himmliſchen Weihe des Peterskirchleins (4944–89) iſt 4188–99 vorausgenommen, wo ſie noch nicht am Platz iſt, und 5988–99 im Nachhinein gründlicher und weitläufiger erzählt als in der Vorlage. Ebenſo iſt 5198–5208 die bildhafte Erzählung von der Flucht der Schotten in der Gewitternacht (3948ff.) wiederholt.

Wie ſehr überhaupt die Verserzählung nach anſchaulich ausgemalten, mehr oder minder typiſchen Szenen verlangte, auch ſolchen ganz nebenſächlicher Art, zeigen vor allem drei Zuſatzſtellen:

1. Eine Schenkungsſzene (Vers 255–267 = Baecht. 11, 5–16). Die Vorlage hat hier nur „. . . . principibus donans diversa dona . . .“ (Dürrw. 150, 23). Der Überſetzer jedoch läßt Karl die Kämmerer rufen und ihnen befehlen, daß ſie eiligſt „aus der großen Kemenate“ Silber, Gold und Kleinodien brächten, um ſie den Fürſten zu geben.

2. Eine Feſtbeſchreibung (Vers 3598–3625 = 187, 29f. bei Dürrw.). Nach Verſen über die Einladung und die Ankunft all der großen „Herrſchaft“ heißt es hier:

3616 Da was ſchimpf und kurtzweil vil,
mere danne ich ſagen wil:
turnieren, rennen mit dem ſpêr,
daz gie umb und umb entwêr;
tantzen, fideln, pauken, ſingen,
puſaun, herpfen, rotten, ſpringen;
ezzen, trinken da was genuch ...

3. Den Beſchluß mache eine Botenſzene (Vers 3046ff.), die die aufgezählten Eigenheiten der Verserzählung in ſich vereinigt. Aus dem abl. absol. „nunciis bene receptis“ (Dürrw. 180, 20) wird:

3046 Er enpfieng ſie vrölichen;
ſie dankten im löbelichen.
Er ſprach: „ſagt ir iht newe maêre?“
„ia herr, di ſint vil ſwaêre!“
Ir einer zu dem künige lief
und gab im einen grozzen brief:
„Dar an ſtet unſer potſchaft
gar von unſer mayſterſchaft!“
Do man nu den brief gelas,
zehant der künich traurich was.

Hier finden wir wieder 1. die direkte Rede, 2. die ſtärkere Gemütsbewegung (vrölich – ſwaere – traurich), 3. die bildhafte, typiſche Handlung (Erwiderung des Grußes – Frage und Antwort – Übergabe des Briefes). Es iſt reizvoll zu ſehen, wie ſich

das Ganze von dem „newe maere“ aus mit Leichtigkeit, gleichsam von selbst gestaltet. Leider steht diese hübsche Szene ganz vereinzelt da.

Dies ist noch einmal hervorzuheben: man darf die Übersetzung nicht nach diesen herausgelösten Stellen beurteilen. Für rund 10000 Verse ist das Ergebnis sehr mager. Dabei war die Versform ein sehr günstiges Medium für den Karlsstoff. Aber sie konnte, weil es an einer freieren Übersetzungsweise und an einer auch nur leichten Umgestaltung des Stoffes fehlte, nicht voll zur Wirkung kommen, sondern nur in geringfügigen Zügen.

Gerade die Geringfügigkeit ist ein Beweis dafür, daß es sich nicht um planvolle Gestaltungsabsichten des Übersetzers, sondern um Einflüsse typischer Art handelt, die mit der Versform gegeben waren.

VI. Die Verszerrüttung in der Übersetzung.

Unsere Übersetzung gewährt uns Einblicke in die Versgestaltung bei einem tiefstehenden Reimer[1]), die von prinzipieller Bedeutung sein dürften.

Die Vorfrage für eine Betrachtung der sprachlichen und metrischen Einzelheiten muß lauten: Wie geht der Verfasser zu Werke? Hat er seine Reimübersetzung einem Schreiber in die Feder diktiert, wie Enikel sein Fürstenbuch[2]) und Ottokar seine Chronik[3])? Nein, er schreibt sie selbst, Wort für Wort der Vorlage in Reimzeilen umformend, nieder. Diese Arbeitsweise bezeugen folgende Fehler:

a) Von der Verbindung eines Substantivs mit einem Genitiv hat er beim Übersetzen als erstes den Genitiv hingeschrieben, dann aber, als das übergeordnete Substantiv absichtlich oder aus Verszwang (außer 2861) fortblieb, den Genitiv nicht in den in die Konstruktion passenden Kasus umgewandelt: die nächste Zeile hielt ihn schon fest!

Vers 1483 Wann der schozze dicke
waren als des doners plicke
Dürrw. S. 164, 3 quia ut fulgura coruscancia erant
iacula multiplicium sagittarum
Vers 2240 (daz er ...) ain newez gesleht da
macht in des heiligen gaistes sa.
Dürrw. S. 171, 28 ut novam sobolem generaret
in virtute spiritus sancti.
Vers 2282 Sand Peter sant in auz zehant
mit des heiligen ewangelien in
ze Frankreich, [daz lant

[1]) Der unbeholfene Anfang (bei Baechtold S. 3) verrät einen Anfänger: in Vers 2, 4 und 6 stehen drei als-Sätzchen hintereinander, die beiden ersten mit gleichem Subjekt und Adverb; in Vers 5 ist die Wiederholung des Reimwortes „sint“ nur unter metrischer Drückung vermieden; „genant“ bildet das Reimwort in Vers 7, 9, 13, „hat“ in Vers 12, 18, 22; in Vers 12—13 sind um des Reimes willen zwei Konstruktionen ineinander geschoben. — Die Auszüge bei Baechtold geben im übrigen ein zu günstiges Bild von der Übersetzung, da die besten Stellen herausgelöst sind.

[2]) Herausg. von Paul Strauch, I. S. LXXII (Monum. Germ., Deutsche Chron. III).

[3]) Herausg. von Jos. Seemüller (Monum. Germ., Deutsche Chron. IV, V).

Dürrw. S. 172, 11 misit eum [dominus] Apostolicus in preparacione evangelii ad gentem Francie,

Vers 2606 do wir ez vor liezzen da durch der heiligen von Ybernia.

Dürrw. S. 176, 3 in quo gesta ... reliquimus de transitu sanctorum de Hibernia.

Vers 2861 und het sein vleizzec[1]) vorsche sa, wie der umbeligenten[2]) lant wurden in ir wesen bechant, von Pikardi und von Gasconia

Dürrw. S. 178, 22 .. inquisicionem diligenter habuit de statu regionum ulteriorum, de Picardia, de Gasconia ...

b) Falsche Kasus sind ferner stehen geblieben bei Konstruktionswechsel: Vers 426; 1213 = Dürrw. S. 160, 24; 4944 = 200, 31 (innerhalb der Verszeile!).

c) Konstruktionsfehler sind schließlich dadurch entstanden, daß er die Konstruktion der Vorlage sklavisch wieder aufnahm, nachdem er schon eine eigene selbständige begonnen: Vers 2862 (s. oben unter a),

Vers 3746 Ir vart rihten sie zehant . . .
nach den heiligen gotes knehten
sand Erharts und sand Albrehten.

Dürrw. 189, 4 post vestigia sanctorum Herhardi et Alberti direxerunt iter.

Vers 4272 und (Karl) sampt zehant ein michel her ...
4278 von Flandern und auch von Purgunden,
die all furen an den stunden
mit künch Karl durch glauben vesten
in deu reich des volchs von westen,
und strait mit in und macht sie zam
und bekert sie zu der tauf hailsam.

Dürrw. 194, 28 et congregavit exercitum . . . de .. Flandria, Francia, Burgundia et porrexit cum exercitibus magnis ad regiones occident[al]is populi et pugnavit et domavit eos et convertit ad regeneracionem baptizmi.

Vers 6309 er gebot, daz man ze Ache solt han
ein wirtschaft groz und reilich
und daz dar chomen scholten gelich —
kunigen, fürsten, graven, freien
hiez er gepieten unde schreien,
daz sie chömen zu der wirtschaft . . .

Dürrw. 215, 18 Statim rex indixit sollempne

[1]) Handschr. (nach Perry) vleizze.
[2]) Handschr. (nach Perry) -legenten.

convivium in Aquisgrani
omnibus principibus, regibus,
ducibus, militibus ...

V. 9502 = Baecht. S. 39, 10 (ad honorem presentis commensalis mei, abbati Macharii).

Die Übereinstimmung der einzelnen Flexionsformen mit denen der Vorlage verbietet, in diesen Fehlern Verderbnisse der Überlieferung zu sehen. Daß diese Fehler in der Handschrift L nicht herauskorrigiert sind, zeigt gerade umgekehrt, daß diese Handschrift uns dem Übersetzer ganz nahe bringt. Demnach ist der Schluß auf seine Arbeitsweise durchaus statthaft: er schrieb seine Übersetzung Zeile für Zeile selbst nieder. Zum Diktieren hätte er den Satz im Kopf vorformen müssen, und diese durch stückweises Übersetzen verursachten Fehler hätten nicht entstehen können. So bleibt er den einzelnen Verszeilen verhaftet und gelangt nicht zu einer freien, sinngemäßen Übersetzung, ja nicht einmal zur Formung von Sätzen, die eine größere Zahl Verse überspannen.

Als Nebenergebnis ist zu buchen, und fast jedes der Beispiele dieses Abschnittes bestätigt es, daß der Verfasser die Fehler und Mängel, die durch seine Arbeitsweise entstanden sind, nicht korrigiert, mit anderen Worten, daß er seine Übersetzung nicht nachgeprüft hat.

Mit den obigen Fehlern hatte es keineswegs sein Bewenden. Es begegnen weiterhin ganz grobe Auslassungen einzelner, für den Satz unentbehrlicher Worte, die sich in gleicher Weise aus dem Nichtüberschauen der Satzzusammenhänge erklären. Die krassesten Fälle, je einer für fehlendes Prädikat, Subjekt, Objekt und attributiven Genitiv, seien hier aufgeführt:

4616 (daz er) den sarch seiner weisheit
und auch seiner beschaidenheit
und uns geruch ze senden ...

197, 32 ut ... sarcofagum sciencie
sue et discrecionis reseraret
et ... transmittere dignaretur ...

8802 (wann ..) von dem der unsihtich ist
gerihtet wêrdent[1]) ze aller frist,
da von wirt ez beschaidenlich ...

— — [2]) cum ... ex invisibili
omnia visibilia regantur,
racionabile videtur ...

8606 und des selben weisheit hete
mit chunst gepraitet da ze stete
uber daz vaêlt der weit vil nach,
daz man im der siben kunste iach.

— — cuius sapiencia et sciencia
ramos suos extendit
per campum latitudinis fere
septem artium liberalium.

[1]) Vgl. Perry S. 32. — [2]) Noch ungedruckt.

4354 daz saemlich sache würd volbraht . . .
an gunst und an allen rat
des tags an der selben stat.
195, 17 . . . quod sine
patris spirit[u]alis favore et
consilio fieret . . .

Ähnliche Auslassungen sind eingetreten: Vers 3149f. (videtur nobis); 5610 (fine imposito), 6729 (finis non pugna coronat), 8232 (filiarum prima); 2476 (ministerium); 4394 (legati), 5683 (principum), 5828 (fidei).

Diese Beispiele mögen zur Kennzeichnung der stümperhaften Arbeitsweise dieses Übersetzers genügen. Aus ihnen geht hervor, daß er sich womöglich wörtlich an seine Vorlage anschließt. Man wird sich nun fragen: Wie vereinigte er diese wörtliche Übersetzungsweise mit den Anforderungen der Reimtechnik?

Für die erste, größere Hälfte seiner Übersetzung bewegt er sich zwischen folgenden Extremen: entweder es gelingt ihm, die Vorlage ohne besondere Umformung und Zusätze in den Versrahmen zu bringen und zu reimen. Dies geschieht stets nur für ein oder zwei Sätze, z. B. 4172–82 = Dürrw. Text S. 193, 22–26; 4228–39 = 194, 9–13. Oder er verliert den Text aus den Augen und ergeht sich in Reimassoziationen, nach deren Abschluß er erst wieder auf die Vorlage zurückgreift. Ein Beispiel: Vers 1141–53

Künch Karl zu im komen hiez
seinen fürsten; der niht liez,
er chom, als im gepoten wart, –
niht saumen wolt er deu vart
und chom für in vil drate –
(wes er würd mit im ze rate,
des wer vil) und was gemait.
Reht als im[1]) der engel sait,
daz wart allez da volbraht
und mit gutem sinne erdaht,
als ich euch beschaiden wil
her nach iegleichez auf ain zil.
„Haiz auzrüffen über al daz her, . . .“

Dürrw. S. 160, 2ff. (Karolus rex) principem
exercitus ad se vocari iussit,
cui ait: „Fac preconizari
per exercitum . . .“

(vgl. auch V. 23–32 = Baecht. 4, 8ff., Vorlage ebd. S. 58–59).

Den Mittelweg beschreitet er erst seit Vers 7000 etwa mit Entschiedenheit: er überläßt die Reimstelle, auch den halben oder den ganzen Vers, den Reimnotwendigkeiten, während der Versanfang der Übersetzung eingeräumt bleibt. Im günstigen Fall kann man dann, wenn man die Reimkappen abstreift, eine der lateinischen ent-

[1]) Hier ist plötzlich Karl gemeint. Der Engel hatte ihm eben im Traum befohlen, mit seinem Kriegsvolk zum Kampf auszurücken.

sprechende deutsche Prosa wiederherstellen; z. B. Vers 9596–9607 = Baecht. S. 42, 6–17:

9596 Herre vater, wir sahen (dar)
und namen vleizziclichen war,
do ir dem abt Machario
den pecher raicht mit dem weine [do],
(do) gesegent er dar über (zehant)
des chreutzes zaichen (wol bekant).
Wir erchanten do angst seins mutes
und erpidemung seins leibes (gutes)
und (vil grozzen) smertzen,
(den er het) an dem hertzen.
Dar umb sei wir gewis (an der frist),
daz ditz von got geworht ist

– – Domine pater, vidimus
et diligenter consideravimus,
quando porrexistis abbati
Machario cratheram vini
benedixit et signum
crucis supermisit.
Perspeximus enim sue mentis
angustiam et corporis
tremorem et cordis dolorem.
Unde sumus (simus?) certi,
quod divinitus operatum est istud.

In den meisten anderen Fällen jedoch zerstören die Reim- und Verszusätze mehr oder weniger das syntaktische Gefüge der Vorlage.

In dieser Übersetzungspraxis, die auf eine verkappte Prosa hinausläuft, stimmt der Verfasser mit Deutschordensdichtern überein, z. B. dem der Makkabäer und des Daniel. Nur daß bei diesen Dichtern, besonders bei Tilo v. Kulm[1]), die dem Reim dienenden Ausdrucksformen Träger des Stils sind; hier dagegen herrscht die platte Notwendigkeit, und wenn vereinzelt Stilfiguren wie die Umschreibung, die negative Versicherung, das nachgestellte Epitheton auftauchen, so zeigen sie ganz unentwickelte Formen.

In der Regel verwendet der Verfasser als Füllmaterial Relativsätzchen und adverbiale Floskeln, die er z. T. skrupellos wiederholt. So reimt er fortwährend auf die in den Reim gestellten Hilfsverben: ist, wart, hat, het, heten die allzu bequemen adverbialen Füllungen: an der frist, an der vart, an der stat, an der stet, an den steten[2]).

Der Gesamteindruck des Werkes wird durch die Häufung solcher notdürftigen Reimbindungen wesentlich bestimmt, zumal sie mit ihrer

[1]) vgl. Gerh. Reißmann, Palästra 99 (1910), A. Hübner, Palästra 101 (1911) S. 139ff.

[2]) vgl. über die Reimarmut des Verfassers, sowie über die rührenden Reime Perry Diss. S. 17ff.

groben Härte in der sonst waltenden sprachlichen Unsicherheit ein konstantes Element bilden[1]).

Neben äußerlich mechanischen Reimfüllungen stehen nämlich in unserer Übersetzung solche von einer eigentümlichen syntaktischen Unfestigkeit; z. B. ist ein zweites Substantiv als Reimwort einem vorhandenen asyndetisch angefügt, wo man entweder ein „und" oder weitere nachfolgende Asyndeta verlangen möchte:

362 on aller veinde vorhte[2]), dro
(sine metu aliquorum adversariorum)
1672 (Zusatzvers) von des leibs gepresten, not
2003 der heiligen schotten diete[2]), schar
(gentem sanctam scotigenam)
8367 und unser nachkomen, sazzen (: verlazzen)
müzzent auch daz selbe tun
(oportet nos nostrosque successores ...)

(Das betreffende Substantiv gibt stets das zweite Reimwort des Paares ab.)

Desgleichen kommen reimfüllende Substantiva in einer Art ἀπὸ κοινοῦ — Konstruktion[3]) vor:

1897 von der hoffart des landes gesiht (Reimfüllsel zu niht)
(a superbia provincie huius)
4340 mit willen des pabstes gut gedingen
(mediante voluntate peroptima Romani pontificis)
5416 an den ekken des alters ende
(in altaris cornibus)
9893 ein grozzeu menig der fürsten schar
(cum multitudine principum)

Ferner: eine nominale Verbform, Infinitiv oder Partizipium Präteriti, ist als Reimfüllsel angefügt, ohne genau mit der Konstruktion verknüpft zu sein.

1243 Niht lenger er ez wolt verdagen,
deu maer dem künige braht + ze sagen
1263 daz wir den sick haben mügen
gen unsern veinden wol + ze tügen
5228ff. in den eren der Drivaltichait ...
schuf er diu weih dar in + ze stetigen

---

[1]) Sicherlich fiele ein Vergleich mit der Reimtechnik der übel beleumdeten Übersetzung des sog. Dalimil (Fontes rer. Bohemicarum III), wenn nicht durch deren verderbte Überlieferung ein Vergleich schier unmöglich würde, zu Ungunsten unserer Übersetzung aus.

[2]) Epithetisches e, das offenbar, wie auch bei der häufigen Epithese bei den starken Präterita, metrisch gezählt werden muß. Perry's Bemerkung (Diss. S. 42), daß Epithese sehr selten sei, ist unrichtig.

[3]) ἀπὸ κοινοῦ — Konstruktionen z. T. höchst unerfreulicher Art sind nicht selten in unserer Übersetzung. Echte (nach Karg, Paul und Braunes Beiträge Bd. 49): 2610; 3588, 3823, 4393; 4168; wohl auch 25—34; besonders häufig mit adverbialer Bestimmung als gemeinsamem Glied: 327, 733, 2151, 2903, 3082, 3180, 3592, 3911, 5888, 5893 etc. Unvollständige: 230, 2504, 2584, 3324, 3547, 6218, 6304.

5261 Da funden ſie und ſahen diu zaichen,
deu gewiſ und ſtaete warn + ze raichen
9046 waz er nu ſcholt ſchaffen + ze ſachen
mit dem uberigen gut + ze machen.

5112 unt wolten ſein gegangen
zu der kirchen weih + enpfangen
9079 des vorgenanten münſters + gelegen (: wegen)

Beſonders die Partizipien: genant, bechant, erkant, werden ungemein häufig ohne ſaubere ſyntaktiſche Bindungen in den Reim geſtellt.

Bei ſolchen Partizipien wie bei einigen Infinitiven (z. B. ze tügen) läßt ſich oft wieder eine rein mechaniſche Hinzuſetzung nicht leugnen. Demgegenüber waren bei den aſyndetiſchen Subſtantiven (vgl. die Beiſpiele) doch noch Sinnbindungen mit dem Versinnern vorhanden und die ſyntaktiſche Verknüpfung lag in greifbarer Nähe: ein „und" hätte ſie hergeſtellt. Bei einigen Infinitiven ferner liegt nur eine Konſtruktionsvermiſchung[1]) vor, die leicht ins Reine zu bringen geweſen wäre: 1243 ſtatt braht: lief ze ſagen, 5228ff. ſtatt ſchuof: daht ze ſtetigen, 9046 ſtatt ſcholt: waer ze ſchaffen etc.

Dieſe Fälle ſind wohl ſo zu erklären: wenn der Überſetzer die einzelnen Zeilen formte, ſtand er beſonders ſtark unter Reim- und Versszwang. Es kamen ihm Reimworte in den Sinn, die ſich ungefähr in der Richtung des Gedankens und der Konſtruktion der noch unvollendeten Zeile bewegten. Sei es nun, daß durch ſeine Arbeitsweiſe der Sinn für den ſyntaktiſchen Zuſammenhang erlahmt war, ſei es, daß er ſich damit begnügte, daß die ſyntaktiſche Auch-Möglichkeit durchzufühlen war, er änderte die Zeile nicht mehr um, ſondern fügte nur das Wort, das ihm eingefallen war, als Reimwort an. So paſſen dieſe ſyntaktiſch unſcharfen Zeilen durchaus zu dem bisher gewonnenen Bilde von der Arbeitsweiſe des Überſetzers.

Nun bleiben hinſichtlich der Sprache noch eine Reihe von ſchlimmſten Fällen. Dieſe ſollen jedoch nicht allein, ſondern mit den gleichlaufenden Zerrüttungserſcheinungen betrachtet werden, die der Versrhythmus darbietet. — Sprache und Rhythmus, dies waren ja feine Inſtrumente, die eine formale äſthetiſche Bildung vorausſetzen. Reimen hingegen konnte im Prinzip jeder, dem Reim konnte man äußerlich, mechaniſch Genüge tun. Dementſprechend ſind in unſerer Überſetzung ſowohl Sprache als Rhythmus vor allem durch gewaltſame Berückſichtigung des Reimes zerſtört worden. Da daneben auch Sprache und Versrhythmus wechſelſeitig einander beeinträchtigten, ſeien die ausgewählten Beiſpiele in vier Gruppen dargeboten: I. Sprachliche Zerrüttung a) zugunſten des Reimes, b) zugunſten des Rhythmus. II. Rhythmiſche Zerrüttung a) zugunſten des Reimes, b) zugunſten der Sprache.

[1]) Zwei ganz tolle Konſtruktionsvermiſchungen, bzw. -ineinanderſchiebungen ſind:
1257 und dar (=an er) ane wenken (nämlich Chriſtus am Kreuz)
durch uns gab + ſeinen tot ze denken (ſtatt: ſein Leben hin)
3477 wann uns got offenlichen hat
daz chreutz + liez er uns dar umb ſehen (ſtatt: gezeigt),
daz wir ſiges mohten iehen.

Ia Sprachliche Zerrüttung zugunsten des Reimes.

2801 (si) vorhten in vil michels mere
von der ungehorsamlich
und taten sich undertaenich . . .
177, 28 timuerunt sibi maxime
de inobediencia
et consenserunt . . .
6118 Daz vesten wir allez ewiclichen
von sand Peters und Pauls gewalticlichen.
213, 24 auctoritate Petri et
Pauli in perpetuum confirmamus.

Während man angesichts des ersten dieser Beispiele schwanken kann, ob es sich vielleicht bei ihm um eine gewalttätige Substantivbildung handelt (deu ungehorsamlich zum Adjektiv ungehorsamlich wie deu ungehorsam zum Adjektiv ungehorsam), spricht das zweite Beispiel dafür, daß wir auch das erste als eine Beugung der Gattungsform des Wortes unter den Reim zu betrachten haben, indem skrupellos den Substantiven, die die lateinische Vorlage erforderte, die aber dem Reim nicht genügten, die Form gegeben wurde, die nur dem Adjektiv bzw. dem Adverbium zukam; m. a. W., als sich die Worte, wie sie aus der Vorlage übertragen waren, dem Reime nicht fügen wollten, baute der Übersetzer den Vers nicht um, sondern glich ohne Rücksicht auf den Zusammenhang ein Versende dem andern an[1]). Also ein rein mechanischer Prozeß[2]), dessen Unsinnigkeit der Verfasser nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte.

So ungeheuerlich diese Gewaltsamkeiten erscheinen, so ist zu bedenken, daß sie in ihrer Wirkung nicht so hart gewesen sein möchten, wie sie bei einer grammatischen Betrachtungsweise hervortreten. Zweierlei kann man hier anführen. Erstens: im Reim nahm man es mit der grammatischen Richtigkeit nicht so genau:

a) Man setzte ohne Skrupel falsche Kasus fremder Eigennamen in den Reim[3]);

b) Man ließ die Flexionsendung bei Substantiven im Genetiv Sing. und Dativ Plur. fort[4]);

---

[1]) Eine rätselhafte Reimwortangleichung findet sich Vers 5596:
Diu selben weih sie bestetigten
unz an ir oberigsten anligten
(usque in presenciam summi pontificis).

[2]) Man tut dem Verfasser vielleicht nicht Unrecht, wenn man diese Starrheit auf sein Alter zurückführt.

[3]) Diese Fälle dürfen nicht etwa für die Lateinkenntnisse des Übersetzers ausgebeutet werden, wie z. B. Makkabäer (ed. Helm) S. LXV, LXXV, Enikel (ed. Strauch) S. LXXII. Bei uns: 2163 (Patrician statt Patricius!), 5371, 5452, 6325, 7892, 8238. Die Beispiele bei Perry, Diss. S. 14 sind sämtlich, ob Reim- oder Versbelege, durch Anschluß an die Vorlage verschuldet. Der Reim hat in unserem Fall keine Ausnahmestellung vor dem Versinnern.

[4]) Vgl. Enikel S. XCf., Ottokar (ed. Seemüller) S. CXIV. Bei uns: Gen. Sing.: 3367 (plân), 3802 (kneht) = Baecht. S. 24, 10; Dat. Plur.: 4333 (lant), 5353 (diener), 3151 (zelt), 1405 (kint).

c) Bei den Verbformen können um des Reimes willen Präsens und Präteritum, Singular und Plural vertauscht werden[1];

d) Bei ablautenden Verben treten in Reimnot Vokale auf, die anderen Ablautstufen entlehnt scheinen oder grobdialektisch sind[2].

Es dürfte im Prinzip keinen Unterschied machen, ob das grammatisch Fehlerhafte in einer falschen oder mangelnden Endung liegt, in einem ungewöhnlichen oder grobdialektischen Vokal oder, wie in unseren extremen Fällen, in einem falschen Suffix. Es ist durchaus möglich, daß auf Grund der immer noch ähnlichen Lautform auch in unseren Fällen die richtige Sinnassoziation sich einstellte.

Zweitens: die beiden Wörter, die in Betracht kommen: ungehorsam-lich und gewalt-iclichen, tragen von dem Suffix abgesehen bereits zwei oder einen Akzent auf den für das Verständnis wichtigen Silben. Diese Sinnakzente waren an und für sich stärker als der bloß metrische auf dem Suffix. Nun haben wir dazu rührende Reime, bei denen durch den absoluten Gleichklang die Sinnstärke des Suffixes gar nicht so groß war, als wenn etwa ein „sich" auf das „-lich" reimte. Auch vom Akzent her also konnte die falsche Form überhört und brauchte eine richtige Sinnauffassung nicht gestört zu werden.

Schließlich muß auch an die psychologische Tatsache erinnert werden, daß die Erfassung des Sinnes der einzelnen Worte viel stärker vom Zusammenhang her bestimmt ist als von den einzelnen Wortformen.

Also: theoretisch sind diese Reimwortbildungen ungeheuerlich. Ob sie in Wirklichkeit Anstoß erregt haben, ist nicht in jedem Fall sicher. Der Übersetzer freilich, dem in der Vorlage die grammatischen Beziehungen klar vor Augen lagen, hätte sich seines Vorgehens bewußt sein müssen.

Ib Sprachliche Zerrüttung zugunsten des Rhythmus.

Hier sind herauszustellen die Wortumstellungen innerhalb eines Reimpaares:

3418 do nam der haiden ende gar
und ir gedenknüsse schar

186, 1 ubi fuit deleta illius paganorum exercitus memoria

3708 ir gute liwnde geselleschaft
giench in[3] vor mit ir craft

---

[1] Vgl. Makkabäer S. LXXV, Enikel LXXXV. Bei uns: 639, 1205, 2823, 5114 (gan statt: ez gie), 3915, 9495; 3288. In dem Gedicht von St. Bernhard (s. 2. Kap.) 136, 28, 136, 44, 137, 4, 143, 22, 143, 44; 145, 25 (conj. statt ind.). Für strophische Dichtung vgl. W. Hofmann, Stilgeschichtliche Untersuchungen zu den Meisterliedern des Hans Folz, Germanische Studien 132 (1933) 22f.

[2] Bei Hans Sachs erscheinen (soviel zu sehen nur im Reim) die analogischen Formen: verlagen statt verlegen (Part. Prät.), abgehieben statt: -hawen, ervern statt: ervaren (Inf.), sowie die dialektischen num statt: nam (1. 3. P. Sg. Prät.), tun statt: getan (Part. Prät.); vgl. Shumway, Das ablautende Verbum bei Hans Sachs, Diss. Göttingen 1894, S. 104, 133, 110, 93, 146f. — Die part. perf. quamen und gezamen in unserer Übersetzung (Vers 7219 und 8345), beide im Reim auf namen (Subst.) sind übrigens als dialektische Formen für die regelmäßigen quomen und gezomen anzusehen (gegen Perry, Diss. S. 46).

[3] Handschrift: ir.

188, 19 et fama miraculorum
sanctissime societatis precedebat

4711 .. mit saeteln, zaeumen, sam sie solten,
und mit der menig der panyer
wart deu gestalt der velde schier
bechumbert(!) als von den heuschrichln

198, 27 ... principes ... confluxerunt
Ratisponam cum ... sellis
et frenis deauratis
et vexillis precedentibus.
Pre multitudine faciem
camporum occupabant ut locuste.

(Der päpstliche Legat hat die Weihe des Peterskirchleins konfirmiert:)

5598 Der künich sprach daz dar zu:
„als vil werltlicher versuchung nu
gehöret zu der wirdichait,
haben wir gantze stetichait
und gepieten ...“

208, 27 Et adiecit rex dicens:
„Quantum ad examen secularis
spectat dignitatis, nos ...
ratum habemus et precipimus ...“

Um Reimwörter ist der Verfasser hier nicht verlegen gewesen. Es dürfte deutlich sein, daß für diese Sinnverdrehungen, ja Unsinnigkeiten der Rhythmus verantwortlich ist. Aus den Worten, die die Vorlage bot, gestalteten sich mehr oder minder zufällig durch Umstellung Reimverse, die dem Umfang und dem Rhythmus nach befriedigten. Indem der Verfasser diese vor sich hinsprach, setzte sich der bloße Klang der rhythmisch geordneten Worte in seinem Ohr fest. Die Verstandestätigkeit war mit der Umsetzung der lateinischen in deutsche Worte beendet. Hernach formte und prüfte er nur noch mit dem Ohr.

Auch hier ist zu fragen: Hätte ein Hörer bemerkt, daß mehr eine Klangeinheit als eine logische Sinneinheit vorliegt? Schwerlich, zumal er sich eigene, vom Lateinischen abweichende Sinnzusammenhänge konstruiert haben wird. Für den Übersetzer aber waren diese Wortfolgen nur noch äußerer Klang.

Blickt man von hier aus auf den Anfang des Abschnittes zurück, auf die herausgestellten Fehler und Auslassungen, sowie auf die asyntaktischen Reimzusätze, so wird es klar: auch dort liegt die Ursache für das Übersehen der Fehler vielfach in der auditiven Einstellung des Übersetzers. Das Bemühen um die Form nahm seine Kraft ganz in Anspruch und zog die Aufmerksamkeit vom Sinn der Worte ab, und der erreichte Rhythmus samt der Reimbindung trugen ihn schließlich über die Unvollständigkeit oder Fehlerhaftigkeit hinweg.

IIa Rhythmische Zerrüttung zugunsten des Reimes.

Wie der Übersetzer den Sinn dem Reim und Rhythmus opferte,

so opfert er auch den Rhythmus dem Reim und der Sprache, sobald er in Schwierigkeiten ist. Er überschreitet unter Umständen die ihm im Ohre liegende Form des alternierenden Vierhebers, wenn ihm das Wort, das gerade den Versschluß bildet, nicht als Reimwort paßt. Dann fügt er dem fertigen Vers ein neues Reimwort an, so daß, von der Entstehung aus betrachtet, ein fünf- oder sechshebiger Vers daraus wird; der arme Leser jedoch, der vierhebige Verse sucht, muß den Vers zusammenpressen, wenn er nicht überhaupt vor Unmöglichkeiten steht, z. B.:

419 erleiche[1]) poten send wir in + dar
470 got gibt dirs all in den gewalt + dein
2098 und hiez gepieten ainen Synodum + zehant
5322 und mit aller sicherheit + heten
funden und gesehen + an allen steten
9789 wein in wazzer het verchert + werlich

2070 wann mit schönen zaichen + lobesam
5516 des wunderlichen smakkes + unbekant
9618 und tun von uns trauren + an der stat

Zuweilen setzt er nachträglich ein Wort aus der Mitte des Verses als Reimwort ans Ende, unbekümmert um die Zerstörung der Alternation (1668, 8508, 8900). Als zerstört sind auch die durch Reimphrasen überfüllten Verse zu bezeichnen; z. T. fügen sie sich dem Schema, wenn man ihnen freie Senkungsfüllung zubilligt, z. T. sind sie auch dann nicht rhythmisch lesbar, z. B.:

950 in andern landen, als vor ist gesagt
2315 der zwelfpoten, da hin ir wille gat
8553 sie chömen gein Regenspurch und sagten deu geschiht

895 di man sinwael und übergewelbet sach
1919 in dein genad, daz du sie lazest leben
2393 von seinem leben, daz er begangen hat
6500 = Baecht. 29, 19 .. gesterchen mit der heilichait
gots leichnam, deu all heilicheit übertrait
9619 und loben got in seiner maiestat

IIb Rhythmische Zerrüttung zugunsten der Sprache.

In den eben zitierten Fällen ist es der Reim, der den Vers zerstört. Nun wirkt aber auch die ungebundene Rede der lateinischen Vorlage und die der Umgangssprache zerstörend. Der Einfluß der lateinischen Vorlage freilich ist nur selten greifbar, einesteils weil er sich infolge der Übersetzungsweise des Verfassers meist nur auf einen Teil des Verses erstreckt, andernteils wegen der Zweifel über die Grenzen des metrisch Zulässigen. Ein beweiskräftiger Fall dürfte der folgende sein. „Interea fuit ad S. Jacobum prior in conventu nomine K." ist Vers 8425 so übersetzt:

Deu weil was ze sand Jacob bekant

[1]) Handschrift: erleichen.

ein prior da genant alsus . . .

Alle Zweifel über die Skansion der ersten Zeile schneidet ein Blick auf die Vorlage ab: der Übersetzer ist von der Wortstellung der Vorlage abhängig. Diese Zeile ist offenbar nur dem Reim nach noch ein Vers, rhythmisch ist sie Prosa.

Prosazeilen kommen aber auch zustande durch die Unsorgfalt des Verfassers, wenn er, durch Reimen und Übersetzen in Anspruch genommen, nichtversmäßige Worte und unrhythmische Wortfolgen verwendet:

2068 daz er sie von ir abgöten verkeret
5049 sun, pis meinem gebot undertan
5426 daz eins mannes bezeuchnüfs niht ist
8307 inderwendiclichen er daz betrahtot
9565 so scholt doch erbaermhertzenlichen ir
9615 der demütich ist und got lieb bekant
9812 do sie nu daz allez volbraht heten
9840 man schölt im geben und seinen nachkomen

Aus diesen Versen, die nur die Haupttypen der Verderbtheiten darstellen, und aus den ungleich häufigeren, bei denen die Ursachen der Zerrüttung weniger klar liegen und die sich daher nur unsicher diesen Beispielgruppen würden anreihen lassen, würde man gern die Konsequenz ziehen und ganz besonders den Schluß des Gedichtes, gegen den sich diese Erscheinungen häufen (während der Anfang augenscheinlich mit Mühe rhythmisiert ist) mit Prosaakzent lesen. Allein der Übersetzer wollte diese Konsequenz gewiß nicht gezogen wissen; der Leser sollte von seiner Unvermögenheit absehen und sich an die Verse halten, soweit sie ihm schlecht und recht gelungen waren.

Von den formlosen Versen dieses Übersetzers aus, z. T. von außen, d. h. von der Reimstelle her zerstört, z. T. ohne innere Gesetzmäßigkeit, begreift sich erst recht die Bedeutung der mechanischen Versregelung der Deutschordensdichter Hesler und Jeroschin. Was blieb denn angesichts solcher Verse anderes übrig als eine äußere Regelung, als die Beschränkung der Silbenzahl? Das innere Gesetz, das dem Verse zugrunde liegt, sein Rhythmus, war ja noch gar nicht als Gesetz erkannt. Keine Theorie sagte einem Reimbeflissenen, er müsse darauf achten, daß seine Verse vier gleichmäßige „Hebungen" hätten. Daß uns der Versrhythmus bewußt ist, ist erst ein Verdienst der viel geschmähten antikisierenden Theoretiker des 17. Jahrhunderts. Alle mittelhochdeutschen Reimpaardichter lernten das Versemachen nur auf praktischem Wege, nur durch das Ohr, nicht mit dem Verstand und den zählenden Fingern. Da so eine Verstheorie fehlte, hatten die unkünstlerischen, verstandesmäßigen Autoren scheinbar das Recht, den Rhythmus zu vernachlässigen, um so mehr, wenn sie Übersetzer waren und ihr Verdienst in der Übersetzung sahen und nicht in der Form. Demgegenüber haben die Deutschordensdichter überhaupt zum ersten Mal theoretische Forderungen aufgestellt, die die Versformung angingen. Und das ist ihre Tat, wenn sie auch nicht den Kern des Verses, den Rhythmus, traf, sondern nur eine äußere Begrenzung erstrebte.

Als Gesamtergebnis der formalen Untersuchung möchte folgendes herauszuheben sein: die Zerrüttung des Verses ist nicht die Folge einer prinzipiellen Gleichgültigkeit gegen die Form. Der Verfasser will durchaus Verse schaffen. Aber er wußte nicht mehr, daß der Vers ein Kunstgebilde ist, das der Pflege und Sorgfalt bedarf. Der ästhetische Sinn, der spielend und doch voll Verantwortung Verse schuf, war dahin. Andererseits konnte man den Vers noch nicht bewußt nachschaffen, denn die einzelnen Faktoren waren noch nicht rationalisiert: beim Reim zwar konnte man sich an äußere Regeln halten, aber Rhythmus und Sprache waren nur dem Ohr und dem Gefühl zugänglich, noch nicht der Ratio. Es gab eben noch keine allgemeingültigen Vers- und Sprachregeln. Dadurch war es schwer, mangelnden ästhetischen Sinn durch Korrektheit zu ersetzen, die wir als Wenigstes zu verlangen geneigt sind. Es war im Gegenteil unvermeidlich, daß einer der Prozesse, der des Übersetzens oder des Reimens oder des Rhythmisierens, durch das Übergewicht eines anderen der drei gehindert wurde, welcher Widerstreit dann, durch eine verstandesmäßige Formung nicht ausgeglichen, zu einer Zerrüttung der gesamten Versform führte.

Damit läßt sich das Werk auf folgende Weise in die formale Entwicklung der mittelhochdeutschen Literatur einordnen. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren neue Kräfte am Werk, die das Wort und damit den Gedanken aus den Fesseln des Reimpaares befreiten: die Mystik und die Wissenschaft. Man erinnere sich — von selbständigen Werken, von Predigt, Brief, Traktat absehend — der deutschen Prosaübersetzungen des pseudo-aristotelischen „Secretum secretorum" der Nonne von Zimmern (1282) [1]), der „Sphära mundi" [2]) und des „Buches der Natur" des Konrad v. Megenberg (um 1350). Wo der Stoff eine rein geistige, keine ästhetisch unterhaltende Wirkung üben sollte, da blieb für eine eigengesetzliche Form wie die Reimpaare kein Raum.

Unser Werk, obwohl reine Übersetzung und stofflich eingestellt, hält an der alten Form fest. Warum? Die neuen Kräfte waren erst noch in einem engen geistigen Bezirk wirksam, sie hatten noch nicht auf die Unterhaltungsliteratur übergegriffen, auch nicht auf die populäre Geschichtsliteratur, zu der wir unser Werk zählen müssen.

An dieser Literatur im eigentlichen Sinne — die neue Prosa ist ja zunächst nur Form für geistlichen und wissenschaftlichen Verkehr, nicht für schöne und didaktische Literatur — wird ein allgemeines Gesetz offenbar: während in der Welt des Geistes die Übergänge fließen, neue Gedanken keimhaft neben alten liegen, ist es im Reich der Formen anders: neue Formen entstehen nicht aus alten, sondern die alten verholzen und zerbrechen, unterdes an ganz anderer Stelle neue gewachsen sind.

[1]) G. Kriesten, Über eine deutsche Übersetzung des ... aus dem 13. Jahrhundert, Diss. Berlin 1907.

[2]) Otto Matthaei, Konrads von Megenberg Deutsche Sphära und die Übersetzungstechnik seiner beiden deutschen Prosawerke, Diss. Berlin 1912; Ausgabe in den „Deutschen Texten des Mittelalters", Band XXIII.

So steht auch die Versform unseres Gedichtes gegen die neue Prosa: von ihr zur Prosa führt kein Weg. Wir sehen nicht etwa — trotz aller Schwierigkeiten — eine Annäherung an die Prosa durch Verzicht auf den Reim oder den Rhythmus, sondern die Übersetzung schreitet auf der alten Bahn fort — um den Preis der Zerrüttung des Verses.

VII. Der Übersetzer.

Daß der Übersetzer ein Regensburger Schottenmönch gewesen sei, wie bisher angenommen wurde, mußte von vornherein zweifelhaft sein, weil die Schotten an ihrer Muttersprache, dem Irischen, auch auf deutschem Boden festhielten. In Regensburg zwar lebte unser Übersetzer: er nennt Vers 3955 einen Berg bei der Stadt „hie bekant“ [1]); aber aus einigen Zusatzversen wird eine Distanz zu den Schottenmönchen deutlich:

6599 got geb den prûdern fürbaz hail,
die datz dem closter [2]) wonent sint,
der man lützel nu da vint [3]).

8280 deu selben regel (die Benediktinerregel) sie noch tragen,
als ich mein weiser [4]) hore sagen.

9034 und edelen pow maniger hant (ergänze: kaufte der Abt),
als in [5]) noch hiut ist bechant.

Nach diesen eingestreuten Versen dürfen wir den Verfasser nicht unter den Schottenmönchen suchen. Auch die Annahme verbietet sich, daß ein Schreiber im Dienste der Schottenmönche die Übertragung angefertigt hätte, denn die Verse 8280–81 (s. o.) sind die Bemerkung eines dem Kloster ferner stehenden Laien.

Auf einen Laien als Verfasser läßt auch die geistige Einstellung zur Vorlage schließen, und zwar auf einen Laien von ziemlich geringer Bildung. Ist doch die Vorlage in ihrem ganzen Umfang, in der oft reichlich naiven Auffassung der handelnden Personen, in den vielerlei historischen (kirchlichen wie weltlichen) Angaben, die zu kritischen Äußerungen geradezu herausforderten, ganz unbesehen übernommen worden. Eine irgendwie geartete, selbständige Stellungnahme oder eine der Vorlage widerstrebende Tendenz fehlt ganz. Die gelegentlichen Zusätze berühren den Charakter des Ganzen nicht.

Ferner konnte nur ein Laie in literarischen Dingen so unbewandert sein, wie es unser Verfasser ist. Seine ersten Verse, die zahllosen Mängel seiner Übersetzung erweisen einen ohne Vorbild und Schulung arbeitenden Autodidakten, in dessen Gesichtskreis eine handschriftliche Verbreitung seines Opus gar nicht gelegen zu haben scheint; denn Vers 4258ff. findet sich folgende Verweisung:

[1]) Dagegen heißt es Vers 9443 betr. Würzburg „daselbst bekant“.
[2]) In Weihsandpeter.
[3]) 1282 erscheint zum letzten Mal in den Urkunden ein Konvent bei Weihsandpeter (Reg. Nr. 62). Hinfort wohnte nur noch der Prior dort, der seit 1300 etwa gleichzeitig Prior von St. Jakob war.
[4]) Die Vorlage sagt an dieser Stelle über den gegenwärtigen Zustand nichts aus; so ist mit „weiser“ nicht der Autor der Vorlage, sondern ein Gewährsmann gemeint.
[5]) Ebenso heißt es Vers 9037 „in“ und nicht „uns“.

des wer vil, ob ich ez sait,
wanne deu red ist vor berait
gantz und gar an disem puche:
pei siben plettern vorher suche,
da vindest du deu rede gar,
wilt du, des swer ich dir zwar.

(Dieser Hinweis mußte bei einer Abschrift, mit andrer Kolumneneinteilung etwa, unrichtig werden; in unsrer Handschrift L wären es 6 Blätter.)

Literarisches Selbstbewußtsein geht dem Verfasser völlig ab: nicht im Anfang und nicht am Schluß rafft er sich zu einer Äußerung über sich und seine Arbeit auf.

So ist man ganz auf indirekte Zeugnisse angewiesen, wenn man sich eine Vorstellung von dem Übersetzer machen will. Als Wegweiser diene ein Wort Seemüllers: „Die meistens eng begrenzte Individualität mhd. Schriftsteller kann oft besser an dem Stoff, den sie sich wählten, an der Art der Quelle gemessen werden, als an der größeren oder geringeren Freiheit, mit der sie ihrer Quelle gegenüberstehen[1])".

Was boten denn die beiden Stücke der Schottenchronik ihrem Stoffe nach? Heidenkämpfe Karls d. Gr. sowie Legenden und Historien über die irischen Mönche in chronikalisch-historischer Verbindung. — Enikels Weltchronik lehrt uns, daß ein „historischer" Stoff — als solcher muß auch der unsrige für das Mittelalter angesehen werden — mit seiner Gewähr der Wirklichkeit, mit dem ihm anhaftenden Element des Wissens, wofern er auch unterhaltsam war, dem literarischen Bedürfnis bürgerlich-städtischer Kreise bereits im 13. Jahrhundert durchaus entsprach[2]). — Ging unserem Stoff auch die Universalität einer Weltchronik ab, so kam ihm eine um so stärkere lokale Bedeutung zu: noch nie war der Glanz, der von Karl dem. Gr. ausging, in so enger Verknüpfung mit der Geschichte der Stadt Regensburg gesehen worden wie hier.

So ist es verständlich, daß auch ein Mann, der sich bisher gar nicht zu den „buochmachern" zählte, diesen Stoff aufgriff. Konnte doch ein Übersetzer, der vor allem den lateinischen „Karlsroman" breiteren Kreisen zugänglich machte, damit drei Zwecken zugleich dienen: dem Unterhaltungsbedürfnis, dem Verlangen nach geschichtlichem Wissen und dem Ruhm der Stadt.

Diese Anschauung über die Bedeutung des Stoffes erhält ihre Bestätigung durch die vier Zusätze, die die Übersetzung bietet. — Zwei von ihnen sind motivischer Art und liegen in der Richtung auf Unterhaltsamkeit[3]). Sie helfen Karls endgültigen Sieg über die Heiden verherrlichen. Der zweite von ihnen zeugt von ausgesprochen bürgerlichem Geschmack. Es sind die Verse:

3430—47 Gott dreht die Gesichter der gefallenen Christen gen

[1]) Seemüller, Deutsche Poesie ... in: Geschichte der Stadt Wien III S. 9.
[2]) Ebenda S. 1.
[3]) Diese Stellen sind sicherlich Eigentum des Übersetzers, obwohl die Möglichkeit besteht, daß sie auf Interpolationen seiner Vorlage zurückgehen.

Himmel, die der Heiden zur Erde, damit die Christen für die ehrenvolle Bestattung ausgesondert werden können[1]).

3452–67 Die liegengebliebenen Heidenleichen müssen schließlich wegen des Gestankes abgefahren werden auf ein Feld fern von der Stadt. 12 Wagen brauchen 6 Tage dazu[2]).

Die zwei andern Zusätze zeigen eine „historische" Einstellung und scheinen den Ruhm der Stadt durch Karls Namen erhöhen zu wollen[3]). Sie knüpfen – dies ist selbst ein interessantes historisches Faktum unserer Übersetzung – an die mönchische eine politische Legende: Regensburg soll durch Karl und den Papstlegaten Appollin zu einer freien Stadt gemacht worden sein. – Nachdem der Verfasser schon am Anfang (Vers 40) auf das besondere „Recht" der Stadt hingewiesen hat, greift er, im Anschluß an die erste Eroberung und Christianisierung der Stadt durch Karl, Vers 1822–44 darauf zurück:

daz laze wir an disem zil
und sagen von Künich Karl dem man,
(Perry's Abschrift: den)
waz rehtes er der stat gewan:
Do sich deu stat also ergab
zu christem glauben mit ir hab,
do sprach Künch Karl mit vollem rat
und Appollinus des pabsts Legat:
„Wir schûln deu stat vor allem gewalt
freien, vor allen herren palt;
der stat schûln sie fürbaz pflegen[4])
mit christen glauben in gotes segen:
dar an habent sie dem reiche
wol gedient und getrewleiche;
anders niemant an si schol
vodern dienstes, ob si vol
gedienen, als ich vor e sprach:
der müste werden von uns swach.
Deu stat also fürebaz
schol frei sein on allen haz,
und daz schol auch ir erbe sein
von mir und den nachkomenden mein;
ain iêgleich reiche nach mir
schol daz reht staet halten ir."

---

[1]) Vgl. für dieses Motiv die Sächs. Weltchronik in: Monum. Germ. Histor., Deutsche Chroniken II 151, 12ff.

[2]) Vgl. Der Nibelunge not (ed. Lachmann) Strophe 1062 (12 Wagen an 4 Tagen je dreimal).

[3]) In diesem Fall gehen die Zusätze sicher nicht auf eine Interpolation der Vorlage zurück. Der erste Zusatz verrät sich durch eine umständliche Überleitung als Eigentum des Übersetzers. Diese Überleitungsformeln treten nur bei Eingriffen in den Text der Vorlage auf: Vers 612, 4220ff., 4258, 4914, 6994. Der zweite Zusatz greift auf den ersten zurück, ist also umso sicherer Eigentum des Übersetzers.

[4]) Dieser Vers bezieht sich doch wohl nicht auf die „Herren", vor deren Gewalt die Stadt gefreit werden soll, sondern auf die Stadtherren, den Rat, von denen

Diese Freiheit Regensburgs wird erneuert durch Karls Sohn, den jungen Karl, anläßlich der feierlichen Inthronisation zu Aachen. Er schwört erst dem Reich treue Führung;

6364 dar nach must er swern zehant,
der stat ze Regenspurch genant
ze behalten alle ir vreihait,
di sein vater auf sie hat gelait.

Darauf muß er auch Rom, Köln und Trier[1]) ihre Freiheiten beschwören.

Auf Grund dieser Zusätze möchte man gern bestimmte städtische Interessen für die Entstehung der Übersetzung verantwortlich machen; allein auf diesen noch nicht 50 Versen wird sich eine derartige Hypothese nicht aufbauen lassen, zumal die Ausdrücke nur ganz allgemein lauten: vor allem gewalt freien, vor allen herren (1829), die stat schol frei sein (1839), ir vreihait (6366). Ein Stadtschreiber etwa, der die Weihsandpeterlegende für das Interesse der Stadt zu benützen trachtete, wäre anders mit ihr umgegangen: er hätte sie stärker umgestaltet und für seinen Zweck zugeschnitten, er hätte vor allen Dingen die für die Stadt wichtigen Angaben mehr präzisiert.

Es dürfte also ratsam sein, hier keine historisch-politische Fälschung zu wittern. In naiver Begeisterung ist Karl zum Schöpfer der Stadtfreiheiten gemacht worden (deren Entstehung so unbestimmt war und sich an keinen Namen knüpfte), gerade so wie die Legende der Mönche ihn mit Hilfe des Legaten den ersten Bischof, sowie Prälaten und Priester in Regensburg hatte einsetzen lassen.

Diese Auffassung bedingt, daß man den Übersetzer in einer tieferen[2]) als der regierenden Schicht der Stadt sucht; denn Stadtväter und erst recht Bischof und Domkapitel wußten, wie jung die Freiheiten der Stadt waren.

Wenn es begreiflich ist, daß sich ein Bürger der Weihsandpeterlegende um des Karlsstoffes willen annahm, so nötigt die Tatsache, daß auch die Gründungsgeschichten der Regensburger und Würzburger Schottenklöster mitübersetzt worden sind, zu weiteren Schlüssen. Warum brach der Verfasser nicht nach über 6000 Versen mit dem Tode Karls — vor den z. T. langweiligen Gründungsgeschichten

kurz vorher (1801—14) die Rede war. Anders bleibt Vers 1835f. unverständlich: das Objekt „si" können hier nur die Ratsherren sein.

[1]) Hiermit nimmt der Übersetzer den Eingangsgedanken der Weihsandpeterlegende auf, daß „von alten zeiten vier erwelte stete sint". Aber seine Umsetzung in eine eindrückliche Handlung ist sein Verdienst. Offenbar sind die drei anderen Städte noch miteinbezogen, um die Freiheit Regensburgs als um so sicherer erscheinen zu lassen.

[2]) Ein Zusatz des Verfassers läßt seine populare Gesinnung erkennen: es genügt ihm nicht, daß Karl den Fürsten der heidnischen Langobarden das Wort Gottes predigen läßt (665ff.). Er fügt hinzu:

V. 677 Dar nach hiez er süchen und vinden
mit gut gepaerd, mit worten linden
daz volch, daz ungeleubich was,
daz dannoch da vor in genas.

ab[1])? Der Anlaß dazu muß in der kirchlichen Einstellung des Übersetzers liegen.

Ein allgemein kirchlicher Sinn des Verfassers wird durch die Zusatzverse 1772–80 erwiesen. (Wer Kirchen baut und fördert, den verläßt Gott nicht.) – Bedeutsam ist, daß er von den Büchern weiß, die von der Hand Marians (gest. um 1080) in Niedermünster existierten; s. Vers 3758[2]). – Durch die im Anfang dieses Abschnitts zitierte Stelle (8281 „mein weiser") wird eine – vielleicht nur mittelbare – Verbindung zu den Schottenmönchen sichergestellt. – Endlich lassen einige Verse eine gewisse Sympathie für die Schottenmönche durchblicken: 1. Vers 4903–13 über die Askese der Schotteninkluſen, 2. Vers 6100 über die Wallfahrer, die nach Weihsandpeter pilgern:

„Sie tun ein löblich vart da hin,
so daz ir sele chumt von pîn."

3. Vers 6599 (s. den Anfang des Abschnitts) „got geb den prûdern fürbaz hail."

Da keine Anzeichen vorliegen, daß die Übersetzung auftraggemäß angefertigt wurde, ist auf die oben gestellte Frage nur eine Antwort möglich: der Verfasser hat mit seiner Übertragung ein gutes Werk (im kirchlichen Sinne) vollbringen wollen. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser Zweckgedanke allein ihn beherrschte, wohl aber hat sich seine fromme Absicht mit dem Interesse an dem Karlsstoff verknüpft.

Von dieser Folgerung ist dann nur ein Schritt zu der Vermutung, daß die dem Original so nahe stehende Londoner Handschrift die ist, die vom Verfasser ins Kloster gestiftet wurde. Das würde bedingen, daß er reich gewesen ist, denn die Handschrift ist eine sehr schöne Pergamenthandschrift.

So kann man sich den Übersetzer als den Jansen Enikel von Regensburg vorstellen, wobei es nur Zufall, daß auch Jans den Schottenmönchen, denen von Wien, Quellen verdankt (vgl. die Ausgabe von Strauch S. LXV und LXXII). Freilich muß sogleich gesagt werden, daß die Bedeutung unseres Verfassers ungleich geringer ist: sie mußte mit dem Stoff wesentlich eine lokale bleiben. Aber dies stimmt für beide: ein geistig beweglicher Mann mit Lateinkenntnissen und einiger literarischer Bildung[3]), in unabhängiger Stellung, irgendwie mit Klosterleuten in Verbindung, die seinem historischen Interesse Nahrung geben, macht sich – wahrscheinlich an seinem Lebensabend – an eine literarische Arbeit, zu der Freude am Stoff die Hauptanregung gibt. Daß der eine weltlicher und freier, der andere kirchlicher und unselbständiger ist, tut nichts zur Sache. Wichtig

[1]) Auch wenn ihm nicht die ganze Chronik, sondern vielleicht Stück V und VI in Sonderüberlieferung vorgelegen hätte (vgl. Abschn. II), brauchte er diese nicht als untrennbare Einheit zu nehmen: er hätte mindestens die Würzburger Gründungsgeschichte wegfallen lassen können.

[2]) Bei Baechtold S. 22 unten.

[3]) Bei unserem Verfasser läßt sich nur erweisen, daß er Chroniken, bzw. Karlsdichtungen gekannt hat. Er sagt Vers 65f. „Der künich Karl ist gewesen, als wir vil ofte habn gelesen, ... hern Pipins sun." Er weiß ferner, daß zu Karls Zeiten Papst Leo regierte: er bringt ihn in einem Zusatzvers (5965) herein.

ist, daß beide – aus nichtaristokratischer städtischer Schicht – das gleiche stoffliche Streben zeigen.

Wann schuf dieser Regensburger Enikel? Es besteht keine Hinderung, mit der Datierung noch weiter als bis um 1350 (Perry, Diss. S. 53) hinaufzugehen. Als Lebensraum für unser Gedicht scheint mir am besten die Frühzeit Ludwigs des Bayern zu passen, nicht die spätere Zeit der Wirren, auch nicht Karls IV. Anfänge. Früher es anzusetzen, ist kaum möglich: nach 1294 bzw. 1270 entstand erst die Schottenchronik (vgl. Abschnitt I).

Für einen Ansatz „um 1320", also eben Ludwigs erste Regierungsjahre, sprechen zwei Stellen; erstlich Vers 6988–93 (die Regensburger Schottenmönche am Hof des irischen Königs):

Die (die Mönche) vragt man aber ane haz,
daz sie in sagten eteswaz
von ir landes herren,
ob der iht het gewerren
von iêmant in den landen:
daz scholt er doch wol anden.

Man möchte diese Stelle, die – leider nur andeutend – eine drängende Frage aus der Gegenwart des Übersetzers in die Erzählung einflicht, gern auf Ludwig den Bayern – seit 1317 Alleinherrscher in Bayern, also „Landesherr" – und seinen Krieg mit Friedrich dem Schönen vor der Entscheidung von Mühldorf (1322) beziehen.

Auf diese Jahre, nicht mehr auf spätere, paßt ferner die Kaiser Karl vom Übersetzer in den Mund gelegte Äußerung Vers 180ff. = Baecht. 8, 30–32: dar umb er im (Karl dem Papst) ... wolte dienen ... als verr sein dienst geziehen mach. Aber es ist sehr die Frage, ob man, zumal bei unserem Verfasser, die Wirkung der politischen Ereignisse, des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, als so tiefgehend ansehen darf, daß sie eine solche Äußerung als eine allgemeine unmöglich gemacht hätte.

Da die Reimtechnik keine festere Handhabe bietet, muß es mit einer Datierung „vermutlich um 1320" sein Bewenden haben.

So steht unsere Übersetzung als ein Werk da, das für die Entwicklung der bürgerlichen Literatur nicht ganz unwichtig ist, besonders wenn sich die Datierung auf 1320 halten läßt. Perry wagte das Gedicht nicht früher als 1350 anzusetzen, weil es den Stempel gesunkener Kunst trüge (Diss. S. 53). Durch die Klärung der Verfasser-Frage aber ist es notwendig geworden, eine andere Blickrichtung zu wählen: nicht auf die gesunkene Kunst, sondern auf das Aufstreben einer bürgerlichen Literatur, die nicht mehr formal, sondern stofflich eingestellt war, wenngleich sie im Anfang die alte Form übernahm.

2. Kapitel.

Die Gründungsgeschichten von Waldsassen, Kastl, Zwettl, St. Bernhard.

Die in dieser Untersuchung zusammengestellten fünf Gedichte, die Regensburger Übersetzung auf der einen, die vier mittelhochdeutschen

Gründungsgeschichten (als die einzigen aus dem 14. Jahrhundert erhaltenen) auf der andern Seite, sind auf recht unterschiedliche Weise entstanden. Dort übersetzt ein Städter eine „historische" Klosterschrift, hier formen Mönche – zum größeren Teil selbständig – die Geschichte ihrer Landklöster. Dort eine stoffliche, mehr literarische Einstellung, die nicht vom Wurzelboden der Quelle her, dem Kloster, bestimmt ist; hier ein praktisches Streben, bedingt durch die historische und wirtschaftliche Lage des Klosters. Auf Grund dieser Unterschiede ist es angebracht, die vier Klostergeschichten von der Regensburger Übersetzung getrennt zu behandeln.

Weniger bedeutsam als die verschiedene Entstehungsweise ist die Differenz des Umfanges: dort nahezu 10000, hier nur 600–800 Verse. Äußerlich betrachtet steht hier freilich ein Roman gegen knappe Erzählungen; aber wir sahen ja, wie dieser „Roman" zustande gekommen: er war aufgeschwellt aus einer Märtyrerlegende (Karlslegende), die mit einer Weihlegende zur Weihsandpeterlegende verschmolzen war, woran sich als erste die – gleichfalls aufgeschwellte – Gründungsgeschichte von St. Jakob schloß. Damit ist zugleich gesagt, daß im Aufriß alle diese Gedichte übereinstimmen; denn in den vier kleinen handelt es sich geradeso um eine legenden- oder sagenhafte Vorgeschichte der Gründung und eine eigentliche Gründungsgeschichte.

Zunächst seien einleitend einige Angaben über die Lage und den Charakter der vier Klöster[1]) vorausgeschickt, aus denen die Gedichte stammen.

Waldsassen – im Waldgebiet der Oberpfalz an einem Flüßchen gelegen, das nach Böhmen hineinfließt und in die Eger mündet – war ein reichsunmittelbares, unabhängiges Kloster wie St. Jakob in Regensburg.

Die drei anderen Klöster waren Hausklöster, d. h. Familienstiftungen: Kastl – es liegt gleichfalls in der Oberpfalz und zwar bei Amberg – verdankt sein Entstehen den Grafen von Sulzbach und Kastl.

Zwettl[2]) und St. Bernhard – Klöster des österreichischen Waldviertels nördlich der Donau – sind gestiftet von den Ministerialen von Kunring[3]), bzw. von denen von Meißau[4]). St. Bernhard, das letztgenannte, war ein Nonnenkloster, das der Zwettler Abtei unterstand und dorther seine Schaffer, Beichtiger und Kapläne zugewiesen bekam.

I. Überlieferung und Datierung.

Zu Beginn dieses Abschnitts mögen die Textausgaben und Textdrucke der Gedichte – die maßgeblichen jeweils an erster Stelle – zusammengestellt werden; im folgenden sind sie nur mit den Namen der Herausgeber bezeichnet.

---

[1]) Die historische Literatur bis 1911 bei Brackmann, Germania pontificia I 306 (Waldsassen), II 1, 17 (Kastl), I 231 (Zwettl).

[2]) Zwettl besteht als einziges dieser Klöster bis auf den heutigen Tag.

[3]) Über die Kunringer handelte zuletzt Otto H. Stowasser, Das Tal Wachau und seine Herren v. K., Wien 1926.

[4]) Ignaz Pölzl, Die Herren von Meißau, in den Blättern des Ver. f. Landeskunde v. Niederösterr., Neue Folge 14. Jahrg. (1880).

1. Waldsassen
   a) Friedr. Keinz, Die Gründung des Klosters W. Altdeutsches Gedicht zur Tirschenreuther Schmeller-Feier aus der Handschrift neu herausgegeben (München 1885).
   b) J. A. Schmeller, Verhandlungen des hist. Vereins v. Oberpfalz X (1846).
2. Kastl
   a) Jos. Moritz, Stammreihe und Geschichte der Grafen von Sulzbach, Abhandlungen d. Bayer. Akademie 1833, Histor. Klasse 1, 2, 2. Teil S. 120–158.
   b) v. Freyberg, Sammlung hist. Schriften II 459ff. (Stuttgart 1829).
3. Zwettl
   Joh. v. Frast, Das Stiftungsbuch des Cisterz.-klosters Z. in: Fontes rerum Austriacarum II, Bd. 3 (Wien 1851).
4. St. Bernhard
   a) H. J. Zeibig, Das Stiftungsbuch des Klosters St. B. in: Fontes rerum Austriacarum II, Bd. 6 S. 125ff. (Wien 1853).
   b) Hieron. Pez, Scriptores rerum Austriacarum II, p. 287–300 (Leipzig 1725).

Die wichtigste oder gar einzige Überlieferung ist bei allen vier Gedichten die Abschrift im Sal- oder Stiftsbuch des Heimatklosters. Diese Tatsache gibt sofort ein Bild von dem beschränkten Wirkungskreis der Gedichte einerseits, von ihrer besonderen Bedeutung für das Kloster andererseits.

Der typische Inhalt eines Sal- oder Stiftsbuches ist: ein Verzeichnis der Güter und Einkünfte, Urkundenabschriften, historische Aufzeichnungen. Dazu kommt hier noch ein Kloster-Mirakelbuch, ein Verzeichnis der Klöster des eigenen Ordens (Waldsassen), dort noch ein Kalendar (Kastl), ein lateinisches historisches Gedicht (Zwettl). Dies ist die Gesellschaft, in der unsere Gedichte sich befinden.

1. Waldsassen. Das Waldsassener Gedicht ist nur im Salbuch des Klosters überliefert, jetzt clm 1091. Das Salbuch, im wesentlichen von der gleichen Hand geschrieben, ist der Äbtechronik zufolge, die bis 1371 reicht, nach diesem Jahr zusammengestellt[1]).

Unser Gedicht dürfte etwa 50 Jahre vor dem Salbuch unter Abt Johann III. von Elnbogen (1310–29) entstanden sein[2]). Sicher nach – sagen wir – 1315: es benutzt als Vorlage die Historia fundationis[3]) aus den Jahren nach 1308; aber kaum vor 1325:

[1]) 1371 starb nach J. B. Brenner, Geschichte des Klosters und Stiftes Waldsassen, Nürnberg 1837, S. 96, der in der Chronik letzterwähnte Abt Johann V. von Wirsperg. Demnach wäre Holder-Eggers (s. u.) Datierung auf „nach 1360" richtig zu stellen.

[2]) Die Vermutung von Schmeller und Keinz, Abt Johann IV. (1329–39) sei der Verfasser, entbehrt der Berechtigung; vgl. Holder-Egger (s. u.) S. 1089 Anm. 4 und Perry, a. a. O. S. 20.

[3]) Gleichfalls im Salbuch überliefert und hiernach herausgegeben von Holder-Egger in Monum. Germ., SS. XV 2 p. 1088–93.

die Verse 569–70[1]) scheinen sich auf das Mirakelbuch[2]) Abt Johanns III. zu beziehen, das er um 1325 verfaßte. Der textliche Zustand des Gedichtes im Salbuch spricht für einen möglichst frühen Ansatz; hierfür bieten sich die letzten Jahre Abt Johanns (1325 bis 1329) dar.

Die Überlieferung des Gedichts ist nicht gut. Zwei Stellen sind ganz verderbt: Vers 96f. und 473ff. Zu dem normalisierten Text und den Anmerkungen bei Keinz wäre als Wichtigstes zu bemerken: Vers 91, 203, 485 stimmen zur Handschrift, sind aber zu korrigieren (in: forchte, ander, arme), 62 „her“: bloßer Schreibfehler, durch das folgende „her“ verursacht (gegen Keinz S. 20). Die Handschrift hat Vers 174: daz, 293: in, 323: do, 450: vorn, 454: mein und bei 513 einen Absatz.

2. Kastl. Das Kastler Salbuch befindet sich im Hauptstaatsarchiv in München[3]); es trägt den Titel „Liber testamentorum“ und die Signatur: Kastl Kloster-Literalien Nr. 1. Eine Untersuchung des (in der Literatur noch nicht beschriebenen) Kodex, insbesondere der Urkundenabschriften ergab, daß er zwischen 1339 und 1342 unter Abt Hermann zusammengestellt ist.

Unser Gedicht ist wahrscheinlich nicht allzulange vor diesem Datum, sicher aber nach Abt Hermanns Amtsantritt (1322) entstanden[4]); es nimmt den 5. (ursprünglich 4.) Quaternio (= p. 65–80) des Kodex ein und ist vom Hauptschreiber zweispaltig zu je 28 Zeilen geschrieben. Seinen Platz hat es zwischen dem „Liber testamentorum“ einerseits, den Urkundenabschriften und einer lateinischen Klosterchronik[5]) andererseits.

Der Druck von Moritz ist ein Abdruck des Freyberg'schen, jedoch teilweise nach der Handschrift korrigiert. Die Handschrift hat gegenüber Moritz: Vers 8 unserm 21 fur 29 mugen 31 – rinnet 44 welle 52 un̄ sibenzig un̄ h̄ūd^{s}t iar, auf Rasur; Ziffer 9 später übergeschrieben. 83 mu°st 94 prait 98 vil 110 Dar under 126 si 128 v^{s}re 147 su°n 166 wi 168 nam 180 sin 185 su°n 198 gebor(!) 199 uber al 227 auz 234 bischstums(!) 240 sie 249 Eytenshaim 251 im 260 ott 277 hapsperch 303 Da mit 312 g^{u}vin 318 sin̄e 321 gna°d 322 begrifet 329 d̄e 343 liutkart 358 leb̄e 369 disen 377 wa°rt 396 diese(!) 397 sere bswerhat 404 w^{s}ltlich̄e 425 d^{s} da 442 Im 443 do het 447 fridereich 461 hilt 475 bu°ch 482 pristern 498 man uns v^{s} 516 den buch̄e 518 fröid̄e 541 nah̄e 542 edel

[1]) Nach der von Vers 565 ab irrtümlichen Zählung von Keinz.

[2]) ed. Bern. Pez, Bibliotheca ascetica VIII 465 sqq. (Facta et exempla illustrium monachorum Waldsassensium). Auch dies Mirakelbuch ist in das Salbuch eingetragen; nach Vers 570 unseres Gedichtes zu schließen, ist es aus einem älteren, verlorenen Salbuch in das vorliegende übernommen worden.

[3]) Vf. ist für die Mitteilung, daß sich der Kodex dort befindet, für die Erlaubnis, ihn in Berlin benützen zu dürfen, sowie für mancherlei Auskunft dem Hauptstaatsarchiv zu großem Dank verpflichtet.

[4]) Sowohl der Zuname Lubens des Abtes Hermann wie die Angabe, daß er der Verf. des Gedichtes sei, beruhen auf falscher Lesung des Verses 786; vgl. die Lesarten und Abschnitt III 3.

[5]) Abgedruckt bei Moritz a. a. O. S. 104–16.

545 dē 546 Enpfolhen 554 zeſtoret 589 die 596 hilt 598 zergenckleich 605 gna°de 612 ſwaz 625 vat^{s} 640 v^{s}tigt 648 vil gar 666 nie 673 Gravē 677 die 686 Seinē 697 ſul 712 ſie 724 wart 739 daz 742 yrmgat(!) 750 di, Cūrads 752 keſerinn(!) 765 h^{s}tzog, keiſer 774 hab 781 valeant 786 Jubz.

Dagegen gibt in folgenden Zweifelsfällen Moritz wirklich die Handſchrift wieder: 14, 21 (dar), 108, 188, 230, 233, 236, 267, 295, 306, 335, 339, 347, 368, 405, 466, 509, 535, 571, 665, 698, 718, 722.

Dies iſt hier das weitere Handſchriftenmaterial über das Kaſtler Gedicht:

Zwei Abſchriften des geſamten Salbuches (von 1678 und 1830) liegen im Hauptſtaatsarchiv München.

Eine Abſchrift des Gedichtes (von 1812) aus dem Salbuch, als zum Druck vorbereitetes, aber nicht vollendetes Manuſkript befindet ſich in der Staatsbibliothek München unter der Signatur Ana. 10 (Kiefhaberiana) Nr. 27 e.

Dieſem Manuſkript liegen einige ineinandergelegte Blätter bei mit der Abſchrift eines noch unermittelten Fragmentes unſeres Gedichtes, ohne Zweifel die gleiche Abſchrift, von der Kiefhaber in der Vorrede ſeines Manuſkripts ſagt: „Einer meiner Freunde in Nürnberg teilte mir vor einigen Jahren ein altes Gedicht von dem Urſprung des Kloſters Kaſtell ... mit, woran aber der Schluß fehlte ...“. — Die Abſchrift des Fragmentes gibt unter der Überſchrift „Wegen Stifftung des Kloſters Caſtells“ die Verſe 193–288, 101–192, 585–682, 485–584 (worunter Vers 675 und 556 fehlen). Stellt man dieſe Bruchſtücke in die richtige Folge, ergeben ſich als fehlend: Anfang und Schluß (Vers 1–100, 683–774) und die Mitte (289 bis 484), d. h. in ein Handſchriftenbild umgeſetzt: das äußere und innere Doppelblatt eines Quaternios, deſſen Blätter 90–100 Verſe enthielten. Vier (durch Beſchädigung der Blätter entſtandene) Lücken im Text der letzten zwei Bruchſtücke erweiſen, 1. daß der Quaternio einmal auseinandergefaltet gelegen hat, wobei das äußere und innere Doppelblatt verloren gingen (die beiden reſtlichen hat dann der Abſchreiber falſch ineinandergelegt); 2. daß die Blätter einſpaltig mit abgeſetzten Verſen geſchrieben waren. — Der Orthographie nach möchte dies Fragment in das 16. Jahrhundert zu ſetzen ſein.

Über eine Umarbeitung des Kaſtler Gedichts vom Jahre 1527 (Aufbewahrungsort unbekannt) und eine Abſchrift davon vom Jahre 1650 gibt eine Anmerkung bei Moritz S. 116 Nachricht.

Von dieſer Umarbeitung iſt abzuleiten (vgl. beſonders Moritz S. 116ff. Nr. 3 und 5 mit fol. 229r und 234v) eine Abſchrift in clm 27085[1]), fol. 227–239 (aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts aus Paſſau).

Die Lesarten des Fragmentes und des ebengenannten clm 27085 ermöglichen den Nachweis, daß der Schreiber des Salbuches, der wahrſcheinlich mit dem Verfaſſer des Gedichtes zu identifizieren iſt (ſ. Anm. am Schluß von Abſchnitt III 3), dreimal Reimwörter, die

[1]) vgl. Widemann, Die Paſſauer Geſchichtsſchreibung .... im Hiſtor. Jahrbuch der Görres-Geſ. XX (1900) S. 640.

etwas gezwungen waren, durch gewöhnlichere Wörter ersetzt hat, die aber nicht in den Reim paßten. Es sind als erste Fassung wiederherzustellen bei Moritz Vers 59 und 213: tagen statt: zeiten und Vers 160: wart statt: was.

3. Zwettl. Das Zwettler Stiftsbuch ist nach Michael Tangl, Studien über das Stiftungsbuch des Klosters Zwettl, im Archiv für österr. Gesch. Bd. 76 (1890) S. 274ff. in die Jahre 1308–27 zu setzen. Es ist ein Prachtkodex, nach seinem Einband die „Bärenhaut" genannt, und befindet sich bis auf den heutigen Tag im Archiv des Klosters; vgl. die Handschriftenprobe bei Chroust, Monumenta Palaeographica, Serie II, Lief. XVI (1914) Tafel 1.

Das Gründungsgedicht bildet darin nach Tangls Mitteilungen (S. 67ff.) einen Ternio, der nachträglich, aber noch vor Abschluß des gesamten Stiftungsbuches vorgebunden worden ist.

Ursprünglich eröffneten das Stiftsbuch folgende Stücke: 1. ein (einem älteren Rentenbuch entlehnter) Prosaprolog, 2. ein Gedicht über die Stifter in leoninischen Hexametern, 3. eine ausführlichere Prosa desselben Inhaltes. Diese leitet über in fünf Bücher Urkunden, in die mancherlei Erläuterungen und Erzählungen eingestreut sind. Unser deutsches Gedicht, das jetzt den Anfang des Stiftsbuches macht, benutzt diese lateinischen Stücke (außer dem Prolog); man vgl. besonders zu 12,21 16,5 16,15 16,29 17,12 17,23 u. 18,17 18,23 u. 19,27 18,29 u. 19,5 20,27 21,14 21,21 die Seiten 51, 67, 167, 192, 194, 100ff., 222, 250, 168 (und 606), 200, 235. Der Verfasser weist selbst auf das „Buch" 11, 5 (vgl. S. 43), 16, 3 (vgl. S. 96ff.), 18, 27 (S. 241ff.), 20, 3 (S. 228ff. und 239), 21, 27. – Unser Verfasser ist übrigens jener Mönch, der die Stiftungsurkunde in deutschen Reimen paraphrasiert hat (s. u. IV).

Es ist bisher übersehen worden, daß sich das Gedicht genauer als das Stiftsbuch datieren läßt: nach den Stellen 21, 24 (auf Leutold v. Kunrings Kinder gemünzt, die zwischen 1302 und 1308 geboren sind) und 21, 27ff. („pei hern Leutolds zceiten"; Leutold ist 1312 gestorben) ist das Gedicht um 1310 verfaßt.

Frasts Abdruck scheint nicht zuverlässig zu sein. Da die „Bärenhaut" nicht versendbar ist, konnte Vf. den Text nicht kollationieren.

Ein früherer Abdruck des Gedichtes, den Frast, ohne das Stiftungsbuch zu benutzen, nach einer Abschrift eines Kopialbuchs des 15. Jahrhunderts veranstaltete, ist wertlos (b. Hormayr, Archiv für Geographie, Historie etc. 9 (1818) S. 250ff.). Eine weitere Abschrift (Überarbeitung?) befindet sich in einem Kodex des 16. Jahrhunderts, ehemals im Museum des Herrn Niklas von Jankowich zu Pest (vgl. Pertz, Archiv 6 (1838) S. 148), jetzt vermutlich im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest, an das die Bibliothek v. Jankowichs übergegangen ist.

4. St. Bernhard. Das Gedicht von St. Bernhard ist wie das von Zwettl zusammen mit dem Stiftsbuch des Klosters entstanden. Das Stiftsbuch von St. Bernhard enthält außer dem Gedicht nur Urkunden mit verbindendem Text; es ist 1350 angelegt und zwar nach dem Zwettler Vorbild. Der Text des „Prohemium" ist dem

Zwettler Stiftsbuch (vgl. dort S. 584 und 22) z. T. wörtlich entlehnt. Dorther stammt offenbar auch der Gedanke des Gründungsgedichtes. Auf das Zwettler Gedicht weisen die Verse 146, 10ff. (expressis verbis) sowie einige Ausdrücke (vgl. 131, 18 mit Zwettl 19, 6; 138, 32 mit 11, 4; 145, 39 mit 21, 14; 146, 3 mit 17, 20; 145, 41 mit 17, 21; 148, 2 mit 13, 26).

Hieraus ergibt sich erstens, daß der Verfasser ein Zwettler Mönch war, vielleicht der vom Abt bestellte Schaffer von St. Bernhard (beachte wie im Gedicht S. 131–139 die Wirksamkeit der ersten Schaffer von St. Bernhard hervorgehoben ist)[1]; zweitens, daß der Urheber des Stiftsbuches zugleich der Dichter ist (vgl. außerdem die Verweise S. 131, 11, 149, 155 und die mit dem Gedicht übereinstimmenden Stellen des Kontextes der Urkunden S. 153 mit 141, 33; 157 mit 144 bzw. 139, 35; 155 mit 139, 18; 155 mit 138, 34; von Seite 174 an möchte, der Redeweise in der ersten Person Plural zufolge, eine Nonne die Arbeit am Stiftsbuch fortgesetzt haben).

Das Original dieses Stiftungsbuches scheint nicht erhalten zu sein[2]. Zeibig druckte es samt dem Gedicht nach einer offenbar leidlich zuverlässigen Abschrift des 18. Jahrhunderts, die sich im Besitze des Stiftes Klosterneuburg befindet (s. seine Einleitung). Vor ihm hatte Pez das Gedicht unvollständig – es fehlen 144, 1 bis 146, 26 – nach einer Abschrift ungenannter Herkunft veröffentlicht.

Bei Pez und Zeibig gemeinsam stehende Fehler erweisen, daß das Gedicht keineswegs fehlerfrei in das verschollene Stiftsbuch eingetragen war. Der Pez'sche Druck ist an einer Reihe von Stellen zur Textherstellung verwertbar. Wenn das Stiftsbuch nicht doch noch aufgefunden wird, besteht noch eine andere Möglichkeit, den Text bei Zeibig zu bereinigen: nach Berthold Hoffer, Zur Gründungsgeschichte des Frauenklosters St. Bernhard bei Horn, Jahresber. d. Obergymn. zu Melk, 1874, S. 34 befindet sich eine Abschrift, allerdings erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, im Archiv des Stiftes Zwettl.

Zum Beschluß sei herausgestellt, was die voraufgehende Untersuchung über die Datierung der Gedichte ergeben hat: die Ansetzung des Waldsassener Gedichtes um 1325 ist noch ungewiß und die des Kastler schwankt um mehrere Jahre vor oder nach 1330; dagegen ist die Datierung des Zwettler Gedichtes auf „um 1310" und die des Gedichtes von St. Bernhard auf 1350 sicher.

---

[1]) Der damalige Schaffer war Wernhart (s. das Stiftsbuch von St. Bernhard S. 174 und 270). Sein Abt Otto II. Grillo v. Zwettl (1335–62) ist 1327 ebenfalls als Schaffer von St. Bernhard belegt (vgl. Stiftsbuch S. 293).

[2]) Auf eine Spur des Stiftungsbuches können vielleicht Urkundenabschriften führen, die sich in einem Kopialbuch (aus dem Jahre 1793) im Archiv des Prämonstratenser-Stiftes Geras finden (nach A. Zak, Zur Geschichte von St. Klara in Wien in: Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich IV, 1908–09, S. 353ff.). Diese Abschriften beruhen auf Auszügen eines Exjesuiten, Hieron. Weinhofer, aus dem Wiener Bürgerspitalsarchiv. Jesuiten waren vom 16. bis 18. Jahrhundert im Besitz des Klosters St. Bernhard; vgl. Ubald Kostersitz, Das ehem. Cist.-Frauenkloster zu St. B., Wien (im Selbstverlag) 1868 (enthält in der Hauptsache die Übersetzung der „Relatio", die Zeibig a. a. O. S. 311 abdruckt).

II. Die literarische Stellung der Gedichte und ihr Publikum.

Es wird im folgenden der typische Aufbau der Gedichte und ihre literarische Stellung darzulegen und zu zeigen sein, wie sie mehr oder minder von den Ansprüchen eines Laienpublikums abhängig sind, und schließlich, wieviel sich in concreto über dieses Publikum ausmachen läßt.

Die Waldsassener Gründungsgeschichte lehnt sich in ihrem Aufbau ganz an die „Historia fundationis" des Klosters an (vgl. Abschnitt I 1 und III 1). Damit überträgt sie einen im Lateinischen ausgebildeten literarischen Typus in die mittelhochdeutsche Literatur. Wir kennen diesen Typus schon: die im 1. Kapitel behandelten Schottengründungsgeschichten vertreten ihn gleichfalls auf anschauliche Weise. Wir finden ihn schließlich, ohne daß ein lateinisches Original vorgelegen hätte, in dem Gedichte von St. Bernhard.

In einer solchen „Historia"[1] herrscht das Legendäre, die geistliche Verherrlichung der Gründungszeit vor, chronikalische Angaben fehlen zuweilen ganz[2]. Als notwendige Bestandteile dürfen gelten: 1. eine Gründungslegende, d. h. die Erzählung des besonderen, oft überirdischen Anlasses zur Gründung (Vision, himmlischer Auftrag etc.), meist eingebettet in eine längere weltliche Vorgeschichte; 2. Tatsächlichkeiten der Gründung: Erwerbung des Klostergebietes, Herkunft der Mönche oder Nonnen u. a.; 3. Mirakel zum Beweise der besonderen Heiligkeit der Gründung.

ad 1: Was für die Schotten in Regensburg die weit ausgesponnene Karlslegende war, das ist in Waldsassen die Erzählung von der Sinneswandlung eines Ritters infolge eines Turnierunglücks, von seinem Eintritt ins Kloster und der Gründung eines neuen Klosters durch ihn, eben Waldsassens; das ist im Gedicht von St. Bernhard die Offenbarung, die einem Laienbruder während seines Gebetes in der Kirche des späteren Klosterortes zuteil wird (vgl. im einzelnen Abschnitt III 1 und 4).

ad 2: Die Gebietserwerbung erfolgt bei allen Klöstern in Form eines Schenkungsaktes, nur in St. Jakob in Regensburg (angeblich!) durch Kauf. — Die Versorgung des neuen Klosters mit Mönchen führt im Fall der Waldsassener Gründungsgeschichte zu einer besonderen Episode (Vers 385—422). Der Gründer begibt sich zum Vater des Ordens, dem heiligen Bernhard selbst, um ihn um Mönche zu bitten. Da der heilige Bernhard aber keine abgeben kann, kleidet er ihn wenigstens mit seiner eigenen Kutte als Zisterzienser ein.

ad 3: Die himmlische Bestätigung der Gründung erfolgt in Waldsassen (Vers 423—492) in Gestalt einer Weihe des Klosterortes durch den Evangelisten Johannes (in Weihsandpeter war es der

[1] Vertreter dieses Typus im Lateinischen sind noch die Gründungsgeschichten von Kloster Comburg in Schwaben (s. XII) Monum. Germ. SS. XV 2, 1028, von Kloster Banz (um 1300) ebenda 1032, vom Nonnenkloster Schildesche, Diözese Paderborn (um 1300) ebenda 1045.

[2] Das Wachsen dieser Gattung bezeugt das Schwinden wissenschaftlich-historischen Sinnes in den Klöstern.

heilige Petrus); in St. Bernhard mag die Stelle der himmlischen Weihe die Legende von einem Raben vertreten, der den Nonnen in Hungersnot auf Gottes Geheiß einen Käse bringt (137, 19–138, 8).

Die Tatsache, daß in Waldsassen neben die vorhandene lateinische eine deutsche Gründungsgeschichte gesetzt wurde, läßt gar keinen Zweifel darüber, daß diese für ein Laienpublikum bestimmt war. Aber nicht nur diese Tatsache ist durch das Publikum bedingt; es scheint nicht ohne tieferen Sinn, daß eine Schrift gerade dieses literarischen Typus übersetzt und daß in St. Bernhard gerade dieser Typus nachgeahmt wurde. Denn eine annalistische Klosterchronik dem Publikum zu bieten, war ganz unmöglich, und eine Äbtechronik, wie wir sie aus Waldsassen besitzen, wäre zu uninteressant geworden, obgleich sie sich vielleicht nach dem Vorbild von Kaiser- und Fürstenchroniken hätte erzählerisch ausgestalten lassen. Der Typus der Gründungsgeschichte dagegen trug ein erzählerisches Moment schon in sich: die legendenhaften Berichte (s. o.). Eine Gründungsgeschichte besaß vor allem eine religiöse Weihe, wodurch in höherem Maße als durch bloße Historien eine geistliche, erbauliche Wirkung gewährleistet war.

In diesem Punkte berühren sich die Gründungsgeschichten mit jener mystischen Klosterliteratur, deren Höhepunkt Elsbeth Stagels „Leben der Schwestern zu Töß" darstellt[1]). Auch von solchem Werke sollte eine erbauliche Wirkung ausgehen, nicht wie von irgendwelchen Geschichten, sondern wie von dem Dasein einer heiligen Macht, die im Kloster Platz gegriffen und Wirksamkeit geworden war; das Kloster in seiner Gesamtheit tritt als ein heiliges Kollektivum auf, das verehrt sein will.

Es ist, was die gesamte Haltung angeht, nicht von ungefähr, daß das Waldsassener Gedicht aus einem reichsunmittelbaren, unabhängigen, d. h. mit hoher Gerichtsbarkeit ausgestatteten Kloster stammt. Nur ein solches Kloster unter den nicht mystischen konnte eine Gründungsgeschichte hervorbringen, noch dazu eine so selbstbewußte, in der geistlich-klösterliche Gesichtspunkte vorherrschen. Die Hausklöster Kastl und Zwettl dagegen standen unter anderen historischen Bedingungen und stellten sich auf andere Weise auf ihr Publikum ein. Es leuchtet von selbst ein, daß die Gründungsgeschichte eines Familienklosters zu einem Teil wenigstens zu einer Geschichte des Stifters und seines Geschlechtes werden mußte. Aber in welchem Umfang dies in Kastl und Zwettl geschieht, ist überraschend. Es ist am Platz, hier ein wenig auszuholen.

Die einzige Vorgängerin unserer Gedichte, die Gandersheimer Gründungsgeschichte[2]) des Priesters Eberhard — entstanden

[1]) Hrg. v. Vetter in den Deutschen Texten des Mittelalters Bd. 6. Übrigens ließe sich diese Sammlung mystischer Biographien unschwer unter die Gründungsgeschichten einreihen: eine Gründungslegende steht am Anfang (S. 13), und die Biographien sind nichts anderes als ein umfänglicher Beweis für die Gottwohlgefälligkeit des Klosters.

[2]) Mit Absicht ist das Wort Reimchronik hier vermieden; es ist historischen Werken vorzubehalten, die aus freiem, nicht praktisch gebundenem Interesse hervorgegangen sind. In unseren Reimwerken sind aber nicht „geistliche Ansätze" zu

um 1216, also rund hundert Jahre früher und auf niederdeutschem Sprachgebiet — geht auch von dem Typus einer rein klösterlichen Gründungsgeschichte ab. Hier ist mit der Geschichte der Stifter (Herzog Liudolfs und seiner Gemahlin Oda) auch die Vorgeschichte des Geschlechts (seit Widukind) und seine spätere Entfaltung (die Sachsenkaiser) dargeboten; das Ganze ist für den späteren Betrachter, auch schon für Eberhard, eine Ahnenreihe des sächsischen Kaiserhauses. Mit der weltlichen Wurzel des Klosters ist eben eine weltliche Geschichtseinstellung in die Gründungsgeschichte hereingekommen, was sich bei der großartigen Geschichte der Sachsenfürsten gut begreifen läßt.

In Kastl und Zwettl nun handelt es sich nicht nur um bloße Ahnenreihen, sondern um weitgreifende Genealogien, die auch angeheiratete Geschlechter mit umfassen. Und noch in einer anderen Hinsicht gehen die beiden Gedichte über das Gandersheimer hinaus: hielt sich in Gandersheim die Vorgeschichte des Geschlechts noch in den Grenzen des Geschichtlichen, so gehört sie in unserm Fall dem Gebiet der Sage an. — Hält man das Schema der Gründungsgeschichte neben diese Stiftergeschichten, so ergibt sich: 1. an die Stelle der Kloster-Gründungslegende ist eine Familiensage, 2. an die Stelle der Geschichte der Klostergründung im engeren Sinn ist die der Stifter, 3. an die Stelle der besonderen Weihe des Klosters ist als Zeichen göttlicher Huld das Fortblühen des Stiftergeschlechtes getreten[1]).

Im einzelnen haben die beiden Genealogien folgendes Aussehen: a) Kastl: Der sagenhafte Stammvater der Grafen von Sulzbach-Kastl ist Herzog Ernst von den Seelanden, der durch eine Überschwemmung aus dem Lande Mäothis vertrieben und vom Kaiser im bayrischen Nordgau angesiedelt wird. Von ihm und seinen zwei Söhnen ausgehend (Vers 49—144), behandelt der Verfasser zuerst die Sekundogenitur, zu der der Hauptstifter gehört (145—192), samt einem angeheirateten Geschlecht (193—322). Darnach gibt er (323 bis 498) eine Erzählung vom Kastlberg mit seinen drei Burgen und ihren Bewohnern und von der Verwandlung der Burgen in ein Kloster durch den Hauptstifter. Dann erst entwickelt er die für das Kloster weniger, wohl aber für die Geschichte Bayerns bedeutende Primogenitur, das Geschlecht der Grafen von Sulzbach, das nach drei Generationen in der männlichen Linie ausstirbt, jedoch von weiblichen Gliedern her eine ausgedehnte Nachkommenschaft aufweist (499—724). (Weiteres s. Abschnitt III 3.) b) Zwettl: Die Kunringer, das Stiftergeschlecht von Zwettl, leiten sich von einem Ritter Atzo aus Trier her, der — aufgefordert durch ein Traumgesicht — Österreich von den Heiden befreit hat. Der Hauptstifter, Hadmar II.

Chroniken größeren Stils zu sehen (so Seemüller, Ottokar S. CXXIV), sondern ein zweckbestimmtes, nur halbliterarisches Genos.

[1]) Verfasser hat nicht geglaubt, diese Verschiedenheiten des Inhalts im Titel durch einen besonderen Terminus ausdrücken zu sollen. So sehr ihm hier daran liegt, die Gründungsgeschichte im prägnanten Sinn von dem genealogischen oder Stifter-Gedicht zu unterscheiden, so wenig sind beide durch ihre Bestimmung getrennt. Es mag in diesem Rahmen gestattet sein, die Stifter-Gedichte als eine Sonderform der Gründungsgeschichten zu betrachten.

von Kunring, stellt – die einzelnen Glieder übergehe ich – die dritte Generation nach dem Hunnenbesieger Atzo dar. Nach dem Hauptstifter setzt sich die Genealogie 1. mit dessen Tochter und ihren Nachkommen (16,13–17,22), 2. mit dessen Sohn, Hadmar III. (17,23 bis 18,20) fort. In der nächsten (5.) Generation (18,21–19,26) und der folgenden (6.) besteht das Geschlecht aus zwei Linien: Dürnstein und Weitra (19,27–21,20). Melden zu können, daß der Fortbestand des Geschlechtes, das zu erlöschen drohte, durch Nachkommen gesichert ist, gereicht dem Verfasser offenbar zu besonderer Freude. Dies dürfte mit eine Ursache sein, daß er die – nicht ganz klare – Genealogie bis auf seine Tage führt. (Weiteres s. Abschn. III2.)

Verdankte das Waldsassener Gedicht Stoff und Gliederung der lateinischen Vorlage, so sind die Gedichte von Kastl und Zwettl fast ganz aus eigenem gewachsen. Wie konnte diese eigentümliche Gattung historischer Klosterliteratur entstehen? Sie erklärt sich leicht aus dem Charakter der Klöster als Hausklöster. Ein Kloster wie Zwettl wurde schon aus Dankbarkeit zum Hüter der Familientraditionen seines Stiftergeschlechts. Bezeichnenderweise heißt in Zwettl die Überschrift des Stiftungsbuches: »Liber fundatorum et benefactorum«, nicht wie gewöhnlich: »Liber fundationum« oder »Liber testamentorum«. Und wenn nicht Dankbarkeit (oder auch das Ordnen der Fülle des urkundlichen Materials, das das Kloster barg) zu genealogischen Aufstellungen führte, dann die ins Kloster hereinspielenden Adelsinteressen, oder die Interessen des Klosters an der Familie des Beschützers.

Auf den Interessen des Klosters beruht u. a. die Spannweite des genealogischen Rahmens dieser Gedichte. Schon im Gandersheimer Gedicht spielen die Fürstinnen eine hervorragende Rolle; in den Kastler und Zwettler Genealogien die weiblichen Familienglieder überhaupt; sie waren es meistens, die Schenkungen an das Kloster veranlaßten. Mit dem Andenken an die Gebefreudigkeit der Mütter mußte das Kloster sich die Kinder geneigt erhalten, nicht zuletzt die heiratsfähigen Töchter, damit diese nicht nur für ihre Person dem Familienkloster treu blieben, sondern auch den Gatten mit seiner Sippschaft für das Kloster gewannen.

Dann aber kommen zu diesen klösterlichen Gesichtspunkten weltliche Einflüsse verstärkend hinzu. Das genealogische Denken muß schon im hohen Mittelalter weiter verbreitet gewesen sein als in die Überlieferung eingegangen ist[1]). Seine Gipfelpunkte erreichte es in Frankreich, wovon uns einen literarischen Abglanz Wolframs Titurel bietet. Daß dann im 14. Jahrhundert die Genealogie nicht nur an den hohen Fürstenhöfen, sondern – was in diesem Zu-

[1]) „Da heute die Kenntnis von den eigenen und fremden Ahnen für die wenigsten Menschen praktischen Wert hat, können wir uns nicht recht vorstellen, daß man im Mittelalter, auf primitiverer Kulturstufe, ohne die modernen Hilfsmittel der gedruckten Familiengeschichten, Kirchenbücher usw., uns darin überlegen war." Otto von Dungern, Zur Kritik mittelalterlicher Nachrichten über Blutsverwandtschaft (betrifft Nachricht über Heirat Leutolds von Kunring mit Agnes von Asberg im Zwettler Stiftsbuch S. 235) in: Carinthia I (1913) S. 103. Vgl. hierzu noch: Ztschr. f. deutsche Philologie 46 (1915) S. 445.

sammenhang besonders wichtig ist — beim niedern Adel (und sogar in der schnellebigen Stadt) gepflegt wurde, zeigt Ulman Stromers „Püchel von meim geslechet . . .“ (Chroniken der deutschen Städte Bd. 1).

Diese allgemein vorhandene genealogische Einstellung ist für das Zustandekommen unserer Gedichte mit bestimmend gewesen. Ja sie beschränken sich nicht auf das, was für das Kloster praktisch notwendig war, nämlich eine Genealogie von den Stiftern bis auf die Zeit der Abfassung: sie trachten weiter rückwärts auf eine sagenhafte Vorgeschichte des Geschlechts und weisen damit schon auf jene Fürstengeschichten des 15. Jahrhunderts als ihre literarischen Verwandten hin, die sich an Sagenhaftigkeit im Ursprung des Geschlechts nicht genug tun können, z. B. die Österreichische Chronik von den 95 Herrschaften (Monum. Germ., Deutsche Chroniken VI).

Noch ein Wort über das Gedicht von St. Bernhard. Es ist oben unter die Gründungsgeschichten eingereiht. In Wirklichkeit stellt es, seine Herkunft aus einem Hauskloster nicht verleugnend, einen Mischtypus dar. Es bietet nämlich anschließend an die geistliche Gründungsgeschichte (vgl. III 4) eine unvollständige Genealogie des Stiftergeschlechtes in Gestalt zweier historischer Erzählungen, 1. vom Stammherrn Otto von Meißau, wie er (im Jahre 1265) von König Ottokar von Böhmen schuldlos gefangen und verbrannt wurde, 2. von dessen Sohn Stephan I., wie ihn Rudolf von Habsburg 1278 vor der Schlacht auf dem Marchfeld zum Marschall machte (historisch unrichtig). Es ist deutlich, daß dies der Ansatz zu einer Genealogie ist, die an Stelle einer sagenhaften Vorgeschichte mit einem merkwürdigen historischen Faktum begonnen hätte[1][2]).

So scheiden sich die Gedichte in zwei Sonderformen, eine geistliche und eine weltliche, die aber, wie das Beispiel von St. Bernhard zeigt, sich nicht auszuschließen brauchen. Das Kloster ist in jedem Fall der gedankliche Ansatzpunkt, so sehr die Inhalte auch abweichen mögen, wobei zu berücksichtigen ist, daß für den mittelalterlichen Menschen das weltliche Leben in gleicher Weise durch göttliche Lenkung geheiliget war wie ein geistliches Leben. Außerdem stimmen die Stiftergedichte mit den Gründungsgedichten in der Blickrichtung und damit im Aufbau überein: beide beginnen nicht mit den ur-

[1]) Dies Gedicht ist übrigens das einzige, welches das Wappen des Geschlechts hereinzieht, freilich nicht um zu „blasonieren“, sondern um an sein Symbol eine Mahnung zu knüpfen (s. u.).

[2]) Erst nachträglich ist dem Vf. durch den freundlichen Hinweis Herrn Dr. Ludwig Deneckes, Berlin, ein Stiftergedicht bekannt geworden, das — aus dem Jahre 1462 — über 100 Jahre jünger ist als unsere Gedichte (s. den Artikel Bartholomäus von Reichersberg in: Stammler, Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verf.-Lexikon S. 174). Der Verf. des Gedichtes stellt in 116 Versen einige Nachrichten über die ersten Stifter, den Grafen Wernher von Plain (?) und dessen Schwager Erzbischof Gebhard von Salzburg, ferner über die Besitzungen und Wohltäter des Klosters Reichersberg zusammen, ohne mehr als dies zu wollen. Die alten Bücher, von denen er spricht, hat er bestimmt nicht eingesehen. Mit Hindeutungen auf die zahlreichen ins Kloster eingetretenen, im Kloster begrabenen, auch auf die das Kloster bedrückenden Adligen schließt das Gedicht, das wie an Umfang, so an Wert den unsrigen nicht gleichkommt.

kundlichen Tatsachen, sondern suchen die Schritte der göttlichen Fügung in der Vorvergangenheit auf, was sie einerseits zur Legende, andererseits zur Sage führt. Gemeinsam ist schließlich den Gedichten auch dies: sie sind nicht nur für den Eigengebrauch des Klosters verfertigt, sondern sind nach Sprachform und Inhalt auf weltliches Publikum zugeschnitten.

Was läßt sich nun über dies Publikum aussagen? Man möchte für die Stiftergedichte nach dem Vorangehenden meinen, daß die Nachkommen der Stifter, sei es, daß sie persönlich, sei es, daß nur ihre Vorfahren im Gedicht genannt sind, als das eigentliche Publikum anzusprechen seien. Die Haltung der Gedichte zeugt aber nicht davon.

1 a. Der Zwettler Verf. spricht von dem gegenwärtigen Familienoberhaupt Leutold nur im Erzählton (21,13 Nu hat in got so hoch geert).

b. Er gedenkt der Kunringer in seiner Fürbitte am Schluß (22,1 ff) nur in ihrer Gesamtheit.

c. In einem leidenschaftlichen Ausbruch wendet er sich gegen ein angeheiratetes Geschlecht, die Nachkommen der Tochter des Stifters, die sich dem Kloster entfremdet hatten:

17, 2 ff. Nu lieber Jesu Christe mein,
Was missevelt in an ier stiftung?
Deu so hat ein ahtber sampnung,
Daz si niemen sol versmahen
Unt zu andern chlôstern gahen;
Chunigen, chaisern wer des ze vil,
Daz si in so chuerzaem cil
Ein sogtan stiftung volpraht hieten
Mit so weiten edelen pieten!

2. Der Verf. von St. Bernhard sagt 148, 27–38: Die Meißauer tragen im Wappen ein Einhorn. Nach der Naturgeschichte pflegt ein Einhorn eher sich töten, als sich seine Jungen rauben zu lassen[1]). Dies – so folgert er – ist ein Hinweis für die Meißauer, ihre Kinder, die Nonnen zu St. Bernhard, zu beschützen und zu betreuen!

Es sind nur diese Stellen, die sich deutlich an die Stifternachkommen wenden. Da sie ganz unpersönlich abgefaßt sind – es findet sich nirgends eine offene Anrede –, scheiden die Stiftherren, wenn auch nicht völlig, so doch als ausschließliches Publikum aus.

Weiterhin haben wir nur Hinweise allgemeinerer Art:

1. Der Zwettler schließt 21, 28 seine Verse:

. . . ich zw dem puehe (dem Stiftsbuch) sende
alle di iz wizzen wellent . . .

2. Die Gründungserzählung von St. Bernhard beginnt 131, 27:

[1]) Vielleicht läßt sich diese in der Physiologus-Literatur seltene Version über das Einhorn in den Zwettler codd. 292, 301, 353 nachweisen; vgl. Xenia Bernardina II 1, 398 ff.

Wer im chundleich gert ze chennen (es genau wissen will),
Dem wil ich aygenleich hie benennen . . .

Beide Äußerungen legen eine gelegentliche Benutzung der Gedichte nahe, gleichviel durch welches Publikum. Diese Benutzung ist bei den Zwettler Mönchen, wie die zahlreichen Randbemerkungen erweisen, eine sehr häufige gewesen. Das nimmt insofern nicht wunder, als das Gedicht, aus der Mitarbeit am Stiftsbuch hervorgewachsen, in seinem zweiten Teil (S. 12ff.) eine Epitome des umfangreichen Stiftsbuches darstellt, indem es bei den einzelnen Gliedern des Geschlechtes gleich auch deren Stiftungen mitteilt. Auch die Kastler Mönche dürften es dankbar empfunden haben, daß ihnen jemand die Stiftergeschichte aus der Fülle der Nachrichten im Salbuch herauslöste, von den Nonnen in St. Bernhard zu schweigen, die noch gar keine Aufzeichnungen derart besaßen.

Diese Verwendung der Gedichte kann aber nicht ausschlaggebend für die Entstehung gewesen sein: dann hätten die Genealogien ja lateinisch sein können. In der Hauptsache müssen wir ein Laienpublikum voraussetzen. Aber welches?

Im Zwettler Stiftsbuch (S. 238) steht eine Geschichte, wie Leutold von Kunring — es muß vor 1302 gewesen sein, also vor der Entstehung unseres Gedichtes — sich die Urkunden des Klosters vorlegen ließ. Leutold ist im Gedicht genannt. Wie oben gezeigt, kann aber das Gedicht — entsprechend dem von St. Bernhard — nicht allein an seine Adresse gerichtet sein; es ist nicht etwa für einen zweiten Besuch Leutolds gemacht! Auf ein ganz anderes weist das Geschichtchen: so wie Leutold kehrte mancher hohe Adlige und Fürst, ohne daß er Stiftherr zu sein brauchte, im Kloster ein und nahm seine Gastfreundschaft in Anspruch. So waren in Zwettl die österreichischen Herzöge zu Gast, so in Kastl des öfteren Ludwig der Bayer. Sollte nicht mancher von ihnen, mit dem Stiftergeschlecht blutsmäßig oder freundschaftlich verbunden, einem Gedicht unserer Art Interesse entgegengebracht haben?

Eine teilweise Bestätigung bieten die Worte im Kastler Gedicht Vers 37ff.:

Die salbuch sagent in latein, wer die stifter gewesen sein . .
Des fragent dick die laeut. Nu well wir, daz man bedaeut
latein ze deutschen puchen: welch lay ez welle suchen (wellen Druck- und nach der herschaft fragen, so kan man im gesagen, [fehler)
von welcher art sie sin geporn, die diuse stift hie habent erkorn.

Mit diesen interessierten Laien müssen im wesentlichen begüterte Adlige gemeint sein, denn in Vers 32 (Wer klug ist, der handelt wie die Stifter, von denen wir erzählen) und im Schluß (Aufzählung der vornehmen Begräbnisse im Kloster) liegt eine versteckte Aufforderung, dem Kloster Schenkungen zu machen oder sich seine letzte Ruhestätte dort zu wählen[1]).

[1]) Auch das Waldsassener Gedicht deutet kurz auf die Gräber im Kloster (Vers 565ff.); dem Zwettler ist es ganz besonders darum zu tun, daß die Nachkommen der Stifter ihre „Todbetten" im Kloster wählen, vgl. 11, 19 14, 11 15, 26 16, 32; auch 20, 11.

Einen weiteren, sehr wertvollen Hinweis betreffs der Art des Laienpublikums gibt das schon oben herangezogene Gandersheimer Gedicht: seine Verse wenden sich an die Dienstmannen des Klosters als Publikum [1]). — Den Dienstmannen die Bedeutung des Klosters darzutun, das mußte in der Tat eine wichtige Aufgabe für jedes Kloster sein, ganz besonders, wo wie in Waldsassen der Abt als Reichsfürst auf niemandes als des machtlosen Reiches Schutz angewiesen war. Gerade für Waldsassen scheint diese Parallele zu Gandersheim aufschlußreich. Ohne sie wären wir für dies Gründungsgedicht geradezu in Verlegenheit um ein Publikum. Denn Verwandtschaftsbeziehungen machten es eben nicht wie die anderen Gedichte interessant. Wogegen es zu einem dienstmännischen Publikum paßt, daß das Gedicht am Schluß so energisch betont, daß es von jeder Vogteigewalt befreit sei, und mit seinem himmlischen Schutze denjenigen droht, die sich etwa eine solche Vogteigewalt anmaßen möchten:

„Vreihait . . . verlihen ist
dem chloster zu diser frist:
daz reich sein voyt wesen schol,
des mag ez geniezzen wol;
furstleiche recht, di schol ez han,
da niemant ez mag gechrenchen an;
wer übervaren dar an wolt,
ein reich daz selber rechen scholt;
wann ez also verschriben ist
vor fursten nu zu diser frist!"
„Wer aber daz reich nicht furchten wil,
dem setze wir ein ander zil;
vervelt er des, so we im wart,
und wirt ez im zu hell gespart:
unser vraw Maria,
di wil selber wonen da
und sand Johannes, der vil gut!
We im, der wider baide si tut!"

Für Zwettl und St. Bernhard, deren Stiftergeschlechter noch blühten, konnte die Frage der Eigengewalt des Klosters zurücktreten. Deswegen brauchen für diese Klöster die Dienstmannen als Publikumskreis nicht auszuscheiden. Unter ihnen wird vielfach ein praktisches Interesse für das Stiftergeschlecht, hie und da auch ein historisches Interesse bestanden haben.

So sind es also drei Schichten, bei denen ein Interesse für die Gedichte vorausgesetzt werden darf: die Klosterinsassen selbst, die adligen und fürstlichen Gäste samt den Stiftherren und ihrer Sippschaft und schließlich die Dienstmannen des Klosters [2]).

[1]) „Den Ministerialen die altbegründete Rechtmäßigkeit der Gandersheimer Forderungen und die ehrwürdige Bedeutung des von Gott geschützten Stiftes darzutun, das ist die Aufgabe der Dichtung". L. Wolff in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. X. (Altdeutsche Textbibl. Nr. 25).

[2]) In späterer Zeit tritt dann noch eine weitere Publikumsschicht hinzu: die Hi-

Dafür, daß auch ein städtisches Publikum in Betracht käme, fehlen nähere Anzeichen; eine literarische Wirkung vom Land auf die Stadt ist auch wenig wahrscheinlich, wenngleich geschäftliche Verbindungen, z. B. in Kastl mit Nürnberg, in Zwettl und St. Bernhard mit Wien, vorhanden waren.

Über einen recht engen Publikumskreis innerhalb des Wirkungsbereiches des Klosters werden wir in keinem Falle hinauskommen. Hieraus ergeben sich Folgerungen für die handschriftliche Verbreitung: sie konnte nur eine beschränkte sein, derart, daß das eine oder andere Gedicht gelegentlich für interessierte Laien abgeschrieben wurde. Die Regel wird gewesen sein, was das obige Zitat aus dem Kastler Gedicht andeutet: wer sich für die Geschichte des Klosters und der Stifter interessierte, dem warteten die Mönche mit dem Gedichte auf. Und zwar scheint man es in Kastl vorgelesen zu haben, wenigstens war es so die Absicht des Verfassers (vgl. Vers 733: „Sîn betragt, da man ze lange list"); der Zwettler scheint mit lesendem Publikum zu rechnen (vgl. 21, 30 „di iz lesent . . ."), für die andern beiden Gedichte ist es ungewiß.

Für ein freies literarisches Leben waren die Gedichte nicht geschaffen. Dazu hätte, auf der einen Seite, bei den Gründungsgeschichten der mystische oder der legendäre Einschlag stärker sein müssen. Wie — auf der andern Seite — die Stiftergedichte hätten aussehen müssen, um recht literaturfähig zu sein, zeigen uns etwa der Arme Heinrich, das Märe vom Stauffenberger oder auch das Fürstenbuch Enikels, die Chronik von den 95 Herrschaften: reine Erzählung oder anekdotische Chronik. Beide Möglichkeiten sind jedoch nur keimhaft in unseren Gedichten vorhanden, keine ist zu literarischer Wirksamkeit gebracht.

III. Die besondere Haltung der Verfasser.

1. Waldsassen. Es ist schon gesagt worden, daß das Gedicht der Historia fundationis des Klosters folge (s. Abschn. I 1). Doch wenn der Regensburger Übersetzer (vgl. 1. Kap., Abschn. VI) stets gleichsam den Finger auf die Worte der Vorlage hielt, so schließt sich der Waldsassener nirgends wörtlich, sondern nur im groben, in der Disposition und streckenweise in der Folge der Gedanken[1]) an die Vorlage an. So wahrt er sich seine Freiheit dem Stoff gegenüber. Das Ergebnis ist eine vereinfachte Handlung: Markgraf Dipolt (von Vohburg) schließt mit dem trefflichen Ritter Gerweich, dem späteren Klostergründer, Freundschaft; Gerweich verwundet in einem Turnier den Markgrafen und geht aus Schmerz darüber ins Kloster. Es bleiben hierneben im Anfang die Lagebeschreibung des Heimatschlosses und die Familienverhältnisse Gerweichs beiseit, und der Verfasser erzählt uns nicht, wie Gerweich in seiner Kümmernis darüber,

storiker. Das Kastler Gedicht dürfte hier das meistbenutzte sein, weil die Grafen von Sulzbach für die bayrische Geschichte besonders wichtig waren; Andreas v. Regensburg ging bei ihm voran, vgl. Leidinger, A. v. R. S. LXXXVI.

[1]) vgl. z. B. Keinz Vers 81 ff., 175 ff., 336 ff., 361 ff. mit Monum. Germ. SS. XV, 2 S. 1089, 39 ff., 1090, 25 ff., 1091, 51 f. und 59 f.

daß er seinen Herrn und Freund verwundet hat, mit seiner Mutter spricht, nicht, daß seine Eltern ihn einschließen und er dann bei Nacht sich den Weg aus dem Schloß erzwingt, um ins Kloster zu gehen. Innerhalb der vereinfachten Handlung nun ist alles Licht auf dem glanzvollen Rittertum Gerweichs gesammelt. Das Gedicht beginnt gleich mit einem Preis des Ritters Gerweich; dieser Lobpreis wird noch eindrücklicher dadurch, daß der Verfasser den Markgrafen seine Bewunderung für dessen rittterliches Wesen in offenen Worten bei einem Turnier bekennen läßt. Hierbei steht dem Verfasser ein gewisser Reichtum an Redewendungen zu Gebote, der nicht mehr streng höfisch ist, wohl aber der Versprache der Novelle ähnelt.

Die Erzählung eilt nach dem Turnierunglück mit knappen Schritten auf die Gründung des Klosters zu. Obwohl ihr Fortgang nicht mehr dem ritterlichen Anfang entspricht, ändert sich die innere Haltung des Verfassers nicht; sie wechselt nur das Gewand: weltlicher Ruhm und Ritterehre setzen sich unversehens in einen klösterlichen Aristokratismus um. Auf der inneren Umkehr des Ritters liegt in der Darstellung gar kein Gewicht. Bezeichnend ist, wie in dem Zusatz des Verfassers über die Gründung des Klosters Reichenbach durch Markgraf Dipolt[1]) (Vers 87–122), die „große Würde" (Vers 95) und die fürstliche Ausstattung (Vers 112) dieses Klosters hervorgehoben sind. – Diesen stolzen Klostergeist spiegelt auch der Schluß, eine selbständig angefügte, zum Teil recht ungeschickte Rede Kaiser Friedrichs (I.) und des Verfassers selbst[2]); vgl. das Zitat daraus im vorigen Abschnitt.

2. Zwettl[3]). Auch der Zwettler, gleichfalls Zisterzienser und mit innerer Wahrscheinlichkeit ein Adliger, legt diesen Klosterstolz an den Tag; man denke an die leidenschaftliche Aufforderung an die Verwandten der Kunringer, die erhabene Stiftung ihrer Vorfahren nicht zu vernachlässigen (Kap. 2, II). Hingegen tritt bei dem Zwettler mit seiner Erzählung der Ahnensage an die Stelle ritterlichen Glanzes der Geist des geistlichen Heldenepos. Ritter Atzo aus Trier, der Stammvater der Kunringer, wird – wie Karl d. Gr. in der Schottenchronik durch den Engel – durch ein Traumgesicht aufgefordert, die Heiden aus Österreich zu vertreiben, und gewinnt danach dem Markgrafen Leopold eine Schlacht gegen sie. Der Verfasser stimmt in seiner geistlichen Haltung ganz mit den beiden lateinischen Vorlagen überein, die er für sein Gedicht verarbeitet[4]): nicht aufs Reckenhafte und nicht aufs Ritterliche ist die Erzählung gestellt, Gottvertrauen ist die wichtigste Tugend im Heidenkampf und der schließliche Sieg ist ein Gotteswunder. Eine Formel des Heldenepos findet sich 8, 32 eingesprengt: „. . als gar giengen di veind under vor der weyganden ellenhaften handen".

---

[1]) Hierbei ist eine ursächliche Verknüpfung mit dem oben erwähnten unglücklichen Turnier hergestellt.

[2]) Als solche dürften Vers 545–62 anzusehen sein.

[3]) Um der Darstellung willen sei hier gegen die sonstige Reihenfolge Zwettl vor Kastl besprochen.

[4]) vgl. Abschn. 13; er entnimmt in der Hauptsache den Hexametern die Disposition, der Prosa aber die „historischen" Einzelheiten, die nicht in den Hexametern standen.

Was dem Gedicht, sowohl der Sage wie der Genealogie in ihm, seine besondere Note gibt, ist eine gewisse Wärme und eine innere Verbundenheit mit den Lebenskreisen der Heimat, die sich hinter einer „realistischen" Anschauungsweise verbergen. Man beachte S. 1 f. die Schilderung des heimatlichen Donaulandes, auf das die Heiden so neidisch sind (ein Zug, der in den Vorlagen fehlt), ferner die unabhängig geformte Stelle 4, 17–5, 2, wie da die Verwandten so überzeugend drein reden und die Entscheidung in den Charakter des Helden gelegt ist. Auch in diesem Zusammenhang sei auf den in 2, II zitierten Ausruf („mit so weiten edelen pieten") verwiesen und darauf, daß das Gedicht als einziges bis in die Gegenwart des Verfassers führt. Schließlich ist hier hervorzuheben, daß keiner der vier so häufig sein Publikum apostrophiert; dahinter steckt ein Temperament, dem wir mangelnde literarische Glätte lieber verzeihen, als einer trockenen Natur, wie sie der Kastler war.

3. Kastl. Das Kastler genealogische Gedicht zeigt mehr gelehrten Charakter. Die persönliche Bezogenheit des Zwettlers geht ihm ab, kein Wunder insofern, als keine Nachkommen des Stiftergeschlechts in gerader Linie mehr lebten. Die Beziehungen auf die allgemeine, die Reichsgeschichte, treten dafür hervor. Es ist in Bezug auf das historische Material das reichste der vier Gedichte. Im Gegensatz zu den vorigen wartet es auch mit Jahreszahlen auf. Bezeichnend sind die häufigen Versicherungen, daß alles so im Salbuch stehe[1]). Nach diesen Verweisen, besonders Vers 323ff., zu schließen, hat der Verfasser nicht eine einheitliche Vorlage gehabt, sondern verstreutes Material verarbeitet[2]). Infolge seiner stofflichen Einstellung, hinter der man wohl einen bürgerlichen Verfasser suchen darf (vgl. Vers 421 „unser herschaft"), wäre sein Gedicht auch dann trocken geworden, wenn das Salbuch (wie in Zwettl) eine poetische Vorlage geboten hätte: er kann nicht geschickt erzählen (vgl. die Vorgeschichte von Herzog Ernst v. Seeland, Vers 49–126); und sein Stil ist von einigem seltenen Aufputz abgesehen (Vers 75, 399; 336, 353, 627) farblos.

Wenn bisher noch nicht von der religiösen Einstellung unserer mönchischen Verfasser die Rede zu sein brauchte, so lag der Grund darin, daß sie nur eine typische ist. Auch bei dem Kastler blickt keine besonders innige Frömmigkeit durch. Wenn er Todesmahnungen als Einleitung und Schluß verwendet (Vers 7ff., 727ff., vgl. auch

[1]) Z. B. 37ff., 433, 465, 475; gemeint ist das ältere Salbuch, das nicht mehr vorliegt.

[2]) Gegen das Vorhandensein einer einheitlichen Vorlage, also einer Chronik, auf die das „sermo" in den lateinischen Hexametern am Schluß des Gedichtes (784) zu deuten scheint, spricht, daß Abt Hermann eine lateinische Chronik abfassen ließ (vgl. Abschnitt 12), offenbar, um einem Bedürfnis abzuhelfen. — Die erwähnten leoninischen Hexameter sind in ihrer Gezwungenheit eine Crux für den Erklärer. Ich will die drei wichtigsten hier interpretierend übersetzen, wie es mich am wahrscheinlichsten dünkt: „In deutscher Sprache nach lateinischen Quellen abgefaßt ist hier (im Salbuch) die Erzählung von den Stiftern (sermo- die red in Vers 726 und 774; vgl. Diefenbach, Glossarium latino-germ. S. 529) erneut abgeschrieben. Sie einzutragen befiehlt der Abt, Hermann genannt. Ich habe sie (schon früher) in Versen abgefaßt, so wie ich das einzelne im Salbuch gelesen habe."

321–22, 360ff., 399ff.), so veranlassen ihn dazu mehr praktische Gedanken als innere Ergriffenheit: daß man nämlich sich eine Grabstätte im Kloster wähle und das Kloster um seines Seelenheils willen mit Vermächtnissen bedenke.

4. St. Bernhard. Eine ähnliche Hinwendung zu praktischer Wirkung, die bei der Art unserer Gedichte unvermeidlich war, zeigt auch das Gedicht aus St. Bernhard (vgl. im Abschnitt II die aus dem Wappen gefolgerte Forderung an die Meißauer). Es ist im übrigen stärker religiös betont als die andern Gedichte. Der Verfasser hat die Absicht anschaulich zu machen, wie Gottes Willen über den Geschicken des Klosters waltet. Gottes Lenkung ist das Leitmotiv schon von der Einleitung an: die Wirkung der „prima causa", d. h. Gottes („der ersten sache gemuet"), symbolisiert in der Entwicklung eines Baumes aus kleinem Samenkorn und in der hemmungslosen Ausbreitung des Feuers, zeigt sich erstlich in der Entwicklung des Klosters aus kleinen Anfängen. Ferner: Gott hat dem Schaffer Konrad in der Kirche zu Meilan selbst kundgetan, daß dort ein Kloster entstehen soll, 132, 2ff.; ferner 133, 11 134, 8 135, 14ff. 137, 26 138, 6. Gott belohnt auch die menschlichen Bemühungen um das Kloster (137, 4 140, 19 u. ö.).

Es ist offenbar noch nicht beachtet worden, daß dies Gedicht vor allem ein wertvolles Zeugnis für das Wirken mystischen Geistes auch in Österreich darstellt[1]). Der Verfasser redet von den Nonnen fast wie ihr geistlicher Freund (s. u.). Er hegt die gleiche innere Überzeugung, wie sie sich so stark in den Offenbarungen der Adelheid Langmann (hrg. v. Ph. Strauch 5, 4 9, 8) ausgeprägt findet, daß Gott seinen Bräuten Seelen aus dem Fegefeuer oder Sünder zur Bekehrung schenkt. Am Schluß des Gedichtes ist dies so ausgedrückt: Gott tut den Meißauern, was die Jungfrauen bitten; Gott hat ihnen den Schlüssel zum Heil der Meißauer in die Hände gelegt. Man vergleiche dazu die Erzählung jener Todesvision, wie Stephan von Meißau die Nonnen mit den Teufeln um seine Seele kämpfen sieht (144, 39 bis 145, 30).

Der mystischen Haltung entspringt die Freude an Bildern und Gleichnissen, die dem Gedicht eine poetische Färbung verleihen. Außer dem Beispiel aus der Einleitung (s. o.) sei hier das interessanteste, die Ausdeutung des Ortsnamens Mailan (133, 11–38) angeführt: wie der Mai die nahrhaften(!) Pflanzen entspringen läßt, so sollte nach Gottes Absicht das Kloster in Mailan blühen – wie die Lilie, von der

[1]) Die ersten Nonnen von St. Bernhard kamen aus Zimmern in Schwaben; für dieses Kloster ist mystisches Streben bezeugt, vgl. G. Kriesten, Eine deutsche Übersetzung des pseudo-aristotelischen „Secretum secretorum" Diss. Berlin 1907 S. 62. Vermutlich ist die Verbindung mit Zimmern nie abgerissen, sodaß der mystische Einfluß von dorther zu erklären ist. Das lateinische „Secretum secretorum" findet sich übrigens in der Zwettler Handschrift Nr. 315, Perg. 14. Jhdt. (s. Xenia Bernardina II 1 S. 408), die aus St. Bernhard stammen könnte oder von einem in St. Bernhard beamteten Mönch, da sie den Schluß einer Urkunde von St. Bernhard enthält. Schließlich ist für den Charakter des Klosters bezeichnend, daß es eine Schenkungsurkunde der Königin Agnes von Ungarn vom 24. April 1314 besitzt, der Gönnerin mystischer Klöster (s. Stiftungsbuch S. 257).

Jesaias (35, 1) spricht. So sah man denn dort die „roten Himmelsrosen", deren Duft noch heute zu spüren ist, mit Gott „chosen".

Ein paradeise wart die wilde
von manig engelischem pilde,
daz sich begund ze zwayen
mit got, alz in dem mayen
ist allez wildes gwonhait . . .

Dies ist ganz Ausdruck der mystischen Anschauungen der Zeit. Mit Pflanzen werden die Jungfrauen, „die vil seligen chind" (140, 22), auch 140, 26ff. verglichen. — Biblische Anspielungen und Gleichnisse findet man 138, 8 142, 3 141, 42 144, 1 145, 31. Der Stil ist stellenweise durch Blümen geschmückt, zuweilen — wie es auch die Gleichnisse sind — etwas gewagt; er weist außerdem meistersingerische Anklänge auf (Frauenlob); vgl. besonders die Einleitung und einzelne Stellen wie 141, 7ff. 144, 1, 33 146, 27ff.

Wollte der Verfasser schon mit der Gründungsgeschichte des Klosters belehrend wirken, so macht er aus den beiden historischen Erzählungen, die er bringt, ein „bispel". Der Tod des Otto von Meißau zeigt, wie man um des himmlischen Lohnes willen Treue halten soll; und die Beförderung seines Sohnes zum Marschall von Österreich und der Untergang Ottokars, der Otto hatte unschuldig hinrichten lassen, zeigen weiterhin, daß Treue schließlich doch belohnt und Untreue bestraft wird. In der ersten Erzählung ist überdies bemerkenswert, wie der Verfasser zu spannen[1]) und mit biblischen Motiven (Christi Einzug in Jerusalem, Verrat und Passion) Stimmungsfarben zu geben weiß. Die zweite[2]) vereint Züge der Heroldsdichtung mit Anklängen an das historische Lied. Der Verfasser hätte durchaus im Gegensatz zu den andern dreien das Zeug zu literarischem Wirken gehabt.

IV. Die Versform.

Der Stoff unserer Gedichte, sofern er bloß historisches Material (also nicht die Sagen von Waldsassen und Zwettl und die historischen Erzählungen von St. Bernhard), verlangte von sich aus die Prosaform. Es war ein Unding, daß z. B. der Kastler seine ganze trockene Genealogie samt Aufzählung der vornehmsten Begräbnisse des Klosters in Verse brachte. Dennoch tat er es: es wäre unmöglich gewesen, daß er sich in Prosa an sein Publikum gewandt hätte; das wäre geradeso als unangemessen empfunden worden als bei uns jetzt die Versform für historische Literatur. Damals sanktionierte die Form noch den Stoff, wo wir jetzt geistige Durchformung verlangen. Es war vielleicht im Grunde die innere Form, die geistige

[1]) Das hier auftretende Motiv der Preisgabe eines Geheimnisses an einen leblosen Gegenstand (hier eine Säule) ist noch öfter belegt; unsere Erzählung ist als ältester Beleg denen bei Bolte-Polivka, Anmerkungen II S. 275f. anzureihen.

[2]) Für das ähnliche Gedicht von der Böhmenschlacht bei Liliencron, Historische Volkslieder, vgl. jetzt Adolf Bach, die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim (1930) S. 13ff.

Haltung der klassischen Reimpaardichtungen, die man erstrebte; aber in Fällen wie hier bei dem Kastler Gedicht blieb es im wesentlichen bei der äußeren Formung, der Versifizierung. Man glaube ja nicht, daß es sich um eine altertümelnde Liebhaberei handele, wie bei dem Geschlechter- und Literaturkatalog Pütterichs von Reichertshausen. Unsere vier Mönche waren gar nicht Kenner der älteren Literatur; die Versform war für sie genau so obligatorisch wie für Ottokar, Nikolaus von Jeroschin und für den Dalimil-Übersetzer, um nur die zeitgenössischen Historiker zu nennen. Unsere Gedichte wollen zwar nicht freie Literatur sein, selbstverständlich aber war für sie die literarische Form verbindlich.

Der literarische Zwang zur Versform wird vollends deutlich, wenn man sieht, wie alle vier erst aus dem Rohen anfangen, Verse zu bilden, genau wie der Regensburger Übersetzer. Keiner ist mit dem Versemachen vertraut. Der Waldsassener versucht sich erst in Kreuzreimen, geht aber nach 60 Versen zum Reimpaar über, wobei er auch nicht mehr Geschick an den Tag legt: die zweite Zeile des Paares ist meist Füllzeile, z. B. 147–64, 231–40. Auch des Kastlers erste 40 Verse sind noch sehr unausgeglichen. Selbst der formbegabteste von den Vieren, der von St. Bernhard, findet erst im Laufe der Arbeit die ihm angemessene Form. Seine Entwicklung ist deutlich zu verfolgen: sie setzt ein mit dem Gründungsbericht und führt über die historischen Erzählungen zum Prolog, den er sicher zuletzt gedichtet hat. Das Verschwinden der dreihebigen stumpfen Verse, die allmähliche Entwicklung einer Symmetrie der Sätze und Versgruppen (s. u.), die Ausbildung des Stils bezeichnen diesen Weg; übrigens ist Vers 131, 13f. die vollkommenere, also spätere Fassung der nicht ganz geglückten Stelle 140, 13ff.

Besonders eindrücklich und bezeichnend ist die Entwicklung des Zwettlers, die deshalb genauer ins Auge zu fassen ist; sie geht von rohen Anfängen zu starrer Form.

Seine Reimpaare haben eine Vorstufe: die Paraphrase der Stiftungsurkunde (Stiftungsbuch S. 43), auf die er selbst 11, 1ff. verweist. Auf den ersten Blick nimmt sich diese Paraphrase wie ein Versuch aus, deutsche Reimprosa (entsprechend der lateinischen im Stiftungsbuch etwa von S. 96 ab; s. beson. S. 238ff.) zu bilden, jedoch sind die Reime durchwegs paarig und stehen nicht immer an einem Kolon; stellenweise bilden die Reimzeilen regelrechte Vierheber, so daß wir also Reimpaare vor uns haben, die nur zum größeren Teil nicht rhythmisiert sind.

Obwohl es im Kloster zu dieser Zeit bereits deutsche Urkunden gibt, obwohl der Verfasser selbst andere weniger wichtige Urkunden in deutsche Prosa überträgt (S. 35, 39, 207, 214), die angemessene Form ihm also geläufig ist, glaubt der Verfasser doch, der Stiftungsurkunde die Versform aufzwingen zu müssen, wenn diese auch eine noch so kümmerliche ist: so groß ist der literarische Zwang.

Nicht-rhythmisierte, überfüllte Reimpaare finden sich nun auch im Anfang unseres Gedichts. Ganz unrhythmisch sind etwa 1,3 5,26 8,22; stark überfüllt sind 1, 1,2,12; 3,13,18; 5,24,36; 6,15,

22, 25; 7, 22; 10, 6. Auch bei den nichtüberfüllten Versen ist die rhythmische Unsicherheit im einzelnen groß.

Das Bild wandelt sich jedoch gründlich: in den letzten hundert Versen ist (von beschwerten Hebungen 19, 3, 7, 19; 20, 16; 21, 5, 10; 22, 8 abgesehen) nur einmal die Alternation verletzt, ist nur ein zweisilbiger Auftakt vorhanden, sind alle Verse vierhebig stumpf (das Schlußgebet durchgehend) oder vierhebig klingend (besonders 21, 21–34).

Wir sehen also einen Mönch an der Arbeit, der noch nie in seinem Leben Verse gemacht hat. (Er will es auch nie wieder tun! vgl. 17, 26). Von prosaartigen Reimpaaren ohne feste Hebungszahl geht er aus und endet mit schematischen, alternierend vierhebigen Versen.

Interessant ist bei dieser Entwicklung vor allem, daß sie sich ohne Rücksicht auf den Stoff vollzieht. Sein kleines Epos, die Atzosage, erzählt der Verfasser in holprigen Versen, bei der genealogischen Aufzählung erst dringt er zu der exakteren Form[1]) durch. Durch den poetischen Stoff ist also die Versform keineswegs bestimmt, sie ist nur literarisches Erfordernis, sie ist Pseudoform.

Das Anfängertum der vier Reimer bedingt natürlich nicht, daß sie auf ein gleiches Versideal zustreben: einen Normalvers gab es im Mittelhochdeutschen nicht. So brachte der Waldsassener, was gut zu seiner aristokratischen Haltung paßt, eine freiere Einstellung zum Vers mit als der Kastler: ist der Kastler in seinem Versbau gerade wie in seiner Erzählung von trockener Regelmäßigkeit (über 85 % der Verse vierhebig stumpf), so gestattet sich der Waldsassener, trotz seiner Ungeübtheit, etwas Besonderes, indem er versucht, Vierzeiler mit Kreuzreim zu bilden. Auftakt, Hebungszahl, Kadenz läßt er, entsprechend seinen Reimpaaren, ungebunden; nur der erste und dritte Vers jeder Vierergruppe ist (außer Vers 1 und 3) regelmäßig vierhebig stumpf. Der zweite und vierte Vers ist vierhebig oder dreihebig stumpf oder dreihebig klingend. In 12 von 15 Fällen trifft Satz- oder Kolonschluß mit dem Schluß des Vierzeilers überein[2]).

Bewegungsfreiheit sichert sich der Waldsassener auch in seinen Reimpaaren: er ist bezüglich der Hebungszahl und des Versausganges, sowie in ungleichen Kadenzenbindungen nicht ängstlich. Der Regensburger Übersetzer hielt sich ziemlich schematisch an die Vierhebigkeit und füllte meist mit Flickwörtern auf. Der Waldsassener legt sich nicht von vornherein auf vier Hebungen fest, braucht also in Not keine Regel zu durchbrechen wie jener. Überdies dachte er gleichsam schon in Versen und ist frei von häßlichen Fülseln.

Der Verfasser von St. Bernhard beginnt mit einer lockeren Form, die an Ottokars Chronik erinnert, strebt aber auf eine regelmäßigere, starrere Form hin. Nicht wie bei dem Regensburger und Zwettler

[1]) Mit der exakteren Form werden reziprok die Reime unrein, wobei allerdings der verswidrige Stoff ein Wort mitsprechen mag.

[2]) Die nächstliegende Parallele für diese Vierzeiler bietet der Renner Hugos von Trimberg dar (ed. Ehrismann, Vers 9077—9112); auch auf den Tannhäuser und den Suchenwirt ist zu verweisen.

aus Unsicherheit und Nichtkönnen, sondern wahrscheinlich in Anlehnung an Reimreden und Spruchdichtung.

Hervorzuheben ist sein Geschick, die Sätze zu wohlabgewogenen Einheiten zu gestalten, die mit Vorliebe zwei Reimpaare übergreifen, aber auch drei, vier und fünf Paare, so daß sozusagen vier bis zehnzeilige Strophenkörper entstehen. Die Entwicklung führt hier besonders deutlich (im übrigen bei allen hier behandelten Gedichten) von der klassischen Reimbrechung ab; vgl. Stiftungsbuch S. 141, 143, 145 und die Einleitung.

Der Verfasser von St. Bernhard ist der einzige, der sich wie zu seinem Stoff so auch zu seinen Versen in ein künstlerisches Verhältnis hineinarbeitet. Für den Anfang freilich (die Gründungsverhandlungen mit den Stiftern) besteht dies Verhältnis noch nicht; hier gilt das oben Gesagte: die Versform ist eine pflichtmäßig äußere Form. Es gab für den Verfasser noch gar keine andere Möglichkeit. Eher hätte er lateinisch dichten können, wofür ihm das Zwettler Stiftsbuch, aus dem er ja die Anregung zu dem seinigen schöpfte, ein Vorbild geboten hätte: jene lateinischen Hexameter, die dem Zwettler als Vorlage gedient hatten. Aber die waren um 1230 entstanden und jetzt — 1350 — mußte man populärer sein, d. h. man mußte deutsch und in Versen schreiben.

So rechtfertigt sich denn der Titel dieser Arbeit. Es brauchte nicht zu heißen: Klostergründungsgedichte. Sofern im 14. Jahrhundert Klostergründungsgeschichten in der Muttersprache abgefaßt werden sollten, mußten sie eo ipso „Gedichte" sein. Mit der Sprache war ihnen ihre literarische Form vorgeschrieben, und das war die Versform.

V. Die gemeinsamen Voraussetzungen.

Unsere vier kleinen Gedichte stehen sich örtlich und zeitlich sehr nahe: entstanden sie doch alle zwischen 1310 und 1350 in Bayern bezw. Österreich. Man sollte meinen, eins habe das andere hervorgerufen. Dennoch ist nur das letzte (das von St. Bernhard) von einem der andern Gedichte (dem Zwettler) abhängig (vgl. I 4); die drei ersten, Waldsassen, Kastl, Zwettl, sind offenbar unbeeinflußt voneinander entstanden. Wie erklärt sich diese unabhängige, fast gleichzeitige und örtlich nahe Entstehung dreier so ähnlicher Gedichte? Waren die Voraussetzungen für sie so gleichartig? Sehen wir zu, was sich da anführen läßt.

Die Gründungszeit der drei Klöster Waldsassen, Kastl, Zwettl fällt in die Jahre 1100 bis 1140, d. h. sie bestanden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts rund 200 Jahre und hatten — mit der inneren Notwendigkeit, der die Entwicklung eines jeden solchen Konventes unterworfen ist — ihren Höhepunkt überschritten.[1])

In allen drei Klöstern regierten in den Jahren nach 1300 tüchtige Äbte, die einem Verfall mit Erfolg zu steuern versuchten, u. a. da-

[1]) Alles dies gilt für das Regensburger Schottenkloster genau so; nur für Gandersheim verschieben sich die Zahlen: Gründung um 850, das Gedicht um 1216.

durch, daß sie durch Aufzeichnungen statistischer und historischer Art Ordnung schufen: in Waldsassen Johann von Elnbogen (gest. 1329), in Kastl Hermann (gest. 1356), in Zwettl[1]) Ebro und Otto (gest. 1304, bezw. 1325).

Alle drei Klöster gehörten den älteren Orden an: Kastl dem Benediktinerorden kluniazensischer Richtung, Waldsassen und Zwettl dem Zisterzienser Orden; und alle drei waren Landklöster, die einst fast in der Wildnis gegründet waren. Im Gegensatz zu den neuen, städtischen Bettelklöstern lastete auf ihnen eine große weltliche Bürde: ihr reicher Grundbesitz. Dieser Besitz gab ihnen allerdings auch ihre Würde und ihren Stolz und — bedingte eine lokale, enge geschichtliche Einstellung, während die Historiographie der Bettelorden ausgeprägt universal[2]) war.

Die drei Klöster, die in den aufgezählten Daten, in ihrer Entwicklung, in ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Lage stark übereinstimmen, werden durch diesen Gegensatz der alten Landklöster zu den städtischen Bettelklöstern vollends in eine Linie gerückt. Ob dieser Gegensatz auch stillwirkend hinter unseren Gedichten steht, sie veranlassend oder wenigstens geistig befruchtend?

Eigentlich war die Gefahr, die man sich am ehesten als Anlaß denken könnte, nämlich daß dem Kloster zugetane Laien zu anderen Klöstern abwanderten, zu allen Zeiten gegeben. Immerhin muß sie mit der Zunahme der Mendikantenklöster gewachsen sein. Wahrscheinlicher, weil eine innere Ursache für das gemeinsame Auftreten der Gedichte, wäre noch, daß die Klöster allgemein die Notwendigkeit spürten, ihren Einfluß und ihre Eigenart zu stärken. Und was wäre in solchem Falle natürlicher gewesen, als daß sie die eigene Vergangenheit, umstrahlt von einem ehrwürdigen Schimmer, ins Feld führten?

Natürlicher? Unter der Voraussetzung freilich, daß das Jahrhundert Sinn für Geschichte mitbrachte. Diese Bedingung war ja aber erfüllt; bezeichnet doch Ott. Lorenz als Tendenz der spätmittelalterlichen Historiographie die Popularisierung der Geschichte, was doch nichts anderes bedeuten kann, als daß das weitere Publikum für geschichtliche Stoffe aufnahmefähig war. Dieser geschichtlichen Einstellung entsprachen die Bettelmönche wie unsere Klöster. Nur, während die Bettelmönche die Historie indirekt benutzten, d. h. das wissensdurstige städtische Publikum durch historisch aufgeputzte Predigten anzuziehen suchten, traten unsere Klöster mit ihrer eigenen lokalen Geschichte hervor und wollten unmittelbar mit ihr auf das Publikum wirken.

Inwiefern, unbeschadet einer Konkurrenz der Klöster alten und neuen Stils, soziale Verschiebungen in den Kreisen des Publikums die Entstehung veranlaßt haben könnten, bleibt dunkel. Es hat den Anschein, als ob die historischen Traditionen der Klöster in Gefahr

[1]) vgl. Xenia Bernardina III S. 148 f.

[2]) vgl. Ott. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen, Einleitung.

waren, beim Publikum vergessen zu werden. Vielleicht haben sich gerade vor und in der Zeit des beginnenden 14. Jahrhunderts stärkere Verschiebungen in den Schichten vollzogen, die durch Lehennahme mit dem Kloster verknüpft waren. Die große Schwergewichtsverlagerung vom Land auf die Stadt dürfte auch in dieser Hinsicht nicht ohne Einfluß geblieben und damit die Kontinuität dieser konservativen Klöster gefährdet gewesen sein.

Mit der mangelnden Kenntnis der sozialen Verhältnisse entfällt die Möglichkeit, die Frage nach den örtlichen Entstehungsbedingungen zu beantworten. Denn wie soll es sich erklären, daß all unsere Gedichte in das Gebiet des bayrischen Stammes fallen und in anderen Landschaften außer dem frühen Gandersheimer Gedicht keine Entsprechung haben? Die innere und äußere Lage der Klöster, der Gegensatz zu den Bettelklöstern, kann hier nicht entscheidend sein; sicher gab es in anderen Gegenden Deutschlands Klöster mit ganz ähnlichen Verhältnissen. Die Ursache muß in der Eigenart des bayrischen und österreichischen literarischen Publikums zu suchen sein. Eine fortgeschrittenere soziologische und kulturhistorische Forschung wird vielleicht zeigen können, wie diese Gedichte genauer mit den besonderen weltlichen Kultur- und Bildungszusammenhängen[1]) Bayerns und Österreichs verflochten sind.

---

[1]) vgl. für die Problemstellung Herm. Gumbel, Das Schwäbische in der schwäbischen Dichtung, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwiss. und Geistesgesch. 1931 S. 504—33.

Berichtigung: Seite 46 Zeile 13 von oben: statt S. 67ff. = S. 26ff.

Lebenslauf.

Ich, Karl Münzel, Sohn des Kaufmanns Raimund Münzel, katholisch getauft, bin am 22. Oktober 1906 zu Berlin geboren. In den Jahren 1916—1925 besuchte ich hier das Königstädtische Realgymnasium. Im Herbst 1925 bezog ich die Friedrich-Wilhelms-Universität, der ich während meiner ganzen Studienzeit angehört habe; nach zwei Semestern legte ich bei der philosophischen Fakultät die Ergänzungsprüfung in Griechisch ab. Meine Studienfächer waren: deutsche und lateinische Philologie, Geschichte und Philosophie. Ich hörte Vorlesungen bei den Professoren Roethe, Petersen, A. Hübner, W. Schulze, Herrmann, Neckel, Rosenfeld; Maas, Norden, Strecker; Brackmann, Holtzmann, Baethgen, Hartung, Wilcken; Spranger, Vierkandt, Köhler. Besondere Förderung verdanke ich den Übungen bei den Professoren Maas, W. Schulze, Strecker, Petersen, Brackmann, Baethgen und vor allem Herrn Prof. A. Hübner, dem ich als einem Führer zu lebendiger Wissenschaft für immer dankbar verpflichtet bin.

Lebenslauf.